BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche
Werke
des
Verfassers der Beatushöhle.

Wohlfeile Ausgabe.

Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von J. Leudner.

Fünfzigster Band.

Enthält:

Heinrich von Dinkelsbühl.

I.

Regensburg, 1842.
Verlag von G. Joseph Manz.

2 7 3. D

J. Leudner inv. & sc. M.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Heinrich von Dinkelsbühl.

Eine Erzählung

für

die gesammte edlere Lesewelt,

besonders

für die reifere Jugend.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Erster Band.

Mit Stahlstich

nach Originalzeichnung von J. Leudner.

Regensburg, 1842.

Verlag von G. Joseph Manz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren ein Mährchen von dem Oselberge bei Dinkelsbühl gelesen zu haben.

Heinrich, ein junger Bürgerssohn, der unverschuldeter Weise von Haus und Hof kommt, wandert in die Fremde — und wie er auf dem Oselberge noch einmal seine Vaterstadt mit thränenden Augen betrachtet, hat er das Glück, von einem Rittersfräulein, das vor Zeiten in einem stattlichen Schlosse auf dem Berge gelebt und durch irgend einen bösen Geist in eine Silberschlange verwandelt worden, dermaßen beschenkt zu werden, daß er wieder zu Haus und Hof gelangen kann und hochentzückt in seine Heimath zurückkehrt.

Aus der Erinnerung an dieß Mährchen hat sich nachfolgende Geschichte entsponnen, die, auf

eine mehr natürliche Weise dargestellt, den Zweck hat, zu zeigen, wie die Erfüllung der kindlichen Pflichten, frommes Vertrauen auf die ewige Vorsehung, Bescheidenheit im Glücke, Muth und Ausdauer im Unglücke, Mitleid gegen die Armen, Gefühl für Recht und Ehrlichkeit, und vor Allem ächtreligiöser Sinn den Segen Gottes nach sich ziehen. —

Möge ein Jeder, besonders aber die reifere Jugend, die dieses Büchlein in die Hand zu nehmen Gelegenheit hat, es nicht auf die Seite legen, ohne daraus, neben der angenehmen Unterhaltung, die es darin finden dürfte, manches Gute und Schöne zur Nutzanwendung für's Leben geschöpft zu haben.

Dann ist der Zweck des Erzählers erreicht — und seine Arbeit auf eine Weise belohnt, die er sich aufrichtig wünschen durfte.

Obermedlingen, im November 1841.

Dr. Wilh. Bauberger.

Erstes Kapitel.

Der Meister Hopfenhändler.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Zeitrechnung der gnadenreichen Erscheinung unsers Herrn und Heilandes lebte in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl ein achtbarer Bürger, der reiche Hopfenhändler, Matthias Hölderle. Er saß an einem freundlichen Sommerabende in der Geisblattlaube neben der Hinterthüre seines Hauses, das an die graue, alterthümliche Stadtmauer angebaut war, und steckte das ehrwürdige, von hohem Alter versilberte Lockenhaupt manchmal gierig durch die Lücken der Gesträuche, um sich an den letzten Strahlen der scheidenden Sonne erquicken zu können. — Nebenbei war er beschäftigt, die Klinge eines großen Schwertes mit goldenem Griffe von einigen Rostflecken zu säubern; und als der Stahl so blank schimmerte, als käme er gerade neu verfertigt aus der Werkstätte eines kunstsinnigen Waffenschmiedes — da lächelte der Alte wohlgefällig auf die Arbeit seiner Hände, und bemerkte nicht einmal, daß die runzelige

Haushälterin Kunigunde schon lange vor ihm stand mit einem Kruge kräftigen Gerstensaftes und dem gewöhnlichen Vesperbrode, das aus einer neugebackenen Semmel und einem Stückchen fetten Ziegenkäses und frischen Butters bestand. »Heilige Maria! rief Kunigunde, und zitterte an Händen und Füßen: Was muß ich sehen? Was muß ich erfahren in meinen alten Tagen? Meister Hölderle, seid ihr von Sinnen? Was thut die schreckliche Waffe in euren Händen?« —

»Daß dich das Klopferle von Sachsenheim*) bezaubere!« entgegnete der Meister Hopfenhändler, und fuhr in die Höhe, indem er Miene machte, mit dem blank geputzten Schwerte gegen die Haushälterin, die ihn mit vielem Lärmen um nichts in seinen schönsten Gedanken gestört, zu Felde zu ziehen. Weil aber die furchtsame Alte sogleich den Rückzug antrat, und am Ende gar mit Gerstensaft und Vesperbrod über die Schwelle der Hinterthüre des Hauses gestolpert wäre, ließ Herr Hölderle vom Angriffe ab, und begnügte sich damit, einem herzlichen Lachen über die Angst der alten Jungfer Kunigunde sich hinzugeben. —

---

*) Ein Gnome in dem alten Schlosse zu Deutsch-Sachsenheim, von dem in jener Zeit viel gefabelt worden. Die Sage von diesem Hausgeist, der den Guten gut, den Bösen bös wollte, hat sich bis auf unsere Zeit fort erhalten.

Nachdem Meister Matthias sich vom Gelächter erholt, stellte die Haushälterin mit einer schmollenden Geberde, die beweisen sollte, daß sie sich etwas beleidigt fühle, den Imbiß auf den Tisch in der Laube, und fing nach einer Weile auf's Neue an: »Ihr mögt mich auslachen, Herr Matthias, wie ihr wollt, so nehm' ich mir doch die Freiheit heraus, euch noch einmal zu fragen: Was thut die schreckliche Waffe in euren Händen? Bedenkt in allem Ernste, daß ihr das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt, und somit euch eher mit Brevier und Bibel beschäftigen sollt, als mit gefährlichen Dingen, die ich nicht einmal in den Händen der rüstigen und streitenden Bürgerssöhne von Dinkelsbühl gern sehe. Pfui, schämt euch, Meister, und thut nicht so stolz, als gehörtet ihr noch zum Landsturme, der weiland den Wassertrüdingern und Feuchtwangern, unsern streitsüchtigen Nachbarn, zu schaffen machte. Ihr seid ein alter Mann, und habt euch mit Todesgedanken zu beschäftigen, so gut, wie die alte Kunigunde, die seit zwanzig Jahren, von dem Tode eures seligen Weibes an bis auf diese Stunde, in Zucht und Ehren euer Hauswesen besorgt. Herr Jesu Christ, steh' uns bei! Wir beide sind keinen Augenblick mehr sicher, wann die kalte Hand des Todes uns packen wird! Herr, erbarme dich unser!«

Mit diesen Worten langte sie aus der Tasche ihrer Schürze einen großen Rosenkranz, bekreuzte sich von der Stirne bis auf die Brust, und betete die Formel:

Wenn mein Sterbstündlein schlagen wird,
Und der Tod mich zu Grabe führt,
Dann erbarme der Herr Gott sich mein,
Und lasse mich in Gnaden empfohlen seyn;
Und beschere mir nach dem Tode gleich
Ein gutes Plätzlein in seinem Reich! Amen!

In Meister Hölderle's Angesicht lag jetzt ein tiefer, gedankenvoller Ernst, der gar nicht geneigt schien, die schwermüthige Stille der nächsten Augenblicke stören zu wollen. Mittlerweile betete Kunigunde ein Pater noster um das andere — und der letzte Strahl der Abendsonne spiegelte sich in den Thränen ihrer matten Augen.

Endlich fing Meister Matthias zu reden an. »Kunigunde, sagte er, du thust mir unrecht, wenn du glaubst, es verfliege mir eine Stunde des Tages, wo der sechzigjährige Hopfenhändler sich nicht beschäftige mit ernsten Gedanken an den Tod, der nächstens vor meiner Hausthüre erscheinen und anklopfen wird. Ich bin schon quitt geworden mit der Welt; meine irdischen Angelegenheiten sind in Ordnung; meine Seele ist dem lieben Heiland zugewandt; und dem alten Matthias wird bald die Ruhe recht wohl schmecken neben dem Grabe seiner längstverstorbenen lieben Ehefrau. Darum darfst du, voreilige Schwätzerin, nicht fürchten, daß ich mir noch einmal das Schwert umgürte, und gegen die scheelsüchtigen

Feinde unserer freien Reichsstadt zu Felde ziehe, wie ich es noch vor zehn Jahren mit voller Mannskraft und kluger Tapferkeit gethan. Kunigunde, das Schwert gehört meinem braven Sohne, dem schönen Heinrich, wie ihn die Frauen und Mägdlein von Dinkelsbühl zu schelten belieben. Es ist ein Geschenk von der ehrwürdigen Schwester Nothburga vom Oselberge. Vor wenigen Tagen trug sie es selbst daher; die hundert und zwanzigjährige Alte vermochte es kaum zu schleppen. »»Mathias, sagte sie, euer Sohn Heinrich hat nun das zwanzigste Lebensjahr erreicht; ja, ich erinnere mich gar wohl; die Geburt des Sohnes foderte von euch ein schauerliches Opfer — ihr habt euer Weib verloren. Dieser Tage feiert Heinrich sein Wiegenfest. Der Junge war mir immer lieb und werth; denn er schmiegte sich kindlich still an die Schwester Nothburga, und horchte aufmerksam auf die goldenen Lehren des erfahrenen Alters. — Darum will ich ihm eine Freude machen; gebt ihm dieß Schwert mit dem goldenen Griffe; ich hab' es hervorgesucht aus der unterirdischen Rüstkammer meines Vaters, der vor mehr als hundert Jahren gehaus't in der Felsenburg auf dem Oselberge. Mein Vater hatte es geerbt von seinem Großvater, der ein braver Ritter gewesen, der es geschwungen gegen den Muselmann im heiligen Kampfe zur Eroberung des gelobten Landes, der es zu Hause an seiner Seite getragen zum Schutze der Unschuld, zur Vertheidigung fremden Eigenthums, und zur Aufrechthaltung

der Zucht und Ordnung unter muthwilligen Landstreichern. Gebt euerm Sohne dieß Schwert — und saget ihm, so oft er es trage an seiner Seite, soll er sich erinnern an die goldenen Lehren der Schwester Nothburga vom Oselberge.«« — Nun, Kunigunde, bist du zufrieden? Du wirst hoffentlich deinen Irrthum jetzt einsehen, und den alten Matthias demüthig um Verzeihung bitten des Unrechts wegen, das du ihm voreiliger Weise angethan.«

Die Haushälterin aber schüttelte bedenklich den Kopf, hob den Zeigefinger der rechten Hand warnend in die Höhe, und entgegnete: »Ei, ei, ei! Es ist nicht recht gethan, Herr Meister Matthias, daß ihr mit dem Weibsbilde vom Oselberge so genaue Bekanntschaft macht. Gott wolle mir gnädig seyn, auf dem Oselberge geht es nicht mit rechten Dingen zu. Wer weiß es gewiß, ob Schwester Nothburga wirklich eine lebende Person oder ob sie ein weiblicher Geist ist, der einer großen Schuld wegen, die er auf Erden begangen, herumgespensten muß, und keine Ruhe findet? So lang' ich denke, besteht hierüber ein Zweifel unter allem Volke. Ja, die Meisten, unter denen auch ich zu seyn frei herausbekenne, stellen die bestimmte Behauptung auf, Schwester Nothburga sey ein Gespenst. Wer wollte es auch nicht glauben? Die ältesten Männer in der Stadt erzählen, daß sie schon vor sechzig Jahren so grau und runzelig ausgesehen, wie jetzt; und daß

sie damals schon an zwei Krücken gegangen. Wäre sie ein menschliches Wesen, so hätte sie sich nach dieser Zeit gänzlich verändern oder wie viele Hunderte vor ihr, das Zeitliche schon längst segnen müssen. Dann, was ihr geheimnißvolles Erscheinen, ihr geisterartiges Hin- und Herwandeln im Lande betrifft, Meister Matthias — der liebe Herrgott woll' uns gnädig seyn, davon mag ich gar nichts zur Rede bringen. Erst neulich hab' ich wieder gesehen, wie sie einem armen Bettler am Wege nach Wassertrüdingen ein Dutzend Silbermünzen in die Hand gedrückt, deren Gepräge kein Mensch enträthseln konnte. Der armen Lene, die ihre Mutter, die blinde Thorwartswittwe, zehn Jahre lang mit der sauern Arbeit ihrer schwachen Hände ernährt, hat sie eine Aussteuer zugestellt, daß der dürftige aber ehrliche Weber Thoms, der hochentzückte Bräutigam der armen Lene, sich mit allem Rechte freuen darf. Kurz und gut, ich geb' euch die wohlgemeinte Warnung, Herr Matthias, laßt künftig die Schwester Nothburga ihre Wege gehen, und kümmert euch nicht darum. So ihr nicht mehr so freundlich sie grüßt, und sie nicht einladet zum öfteren Besuche, wird sie von nun an meiden euer Haus. Und das kann dem ehrenwerthen Hopfenhändler von Dinkelsbühl nur den größten Nutzen bringen. Der Segen Gottes regiert, wo die Hexen und Kobolde ferne bleiben. Das verdächtige Schwert vollends gar — nein, Meister Hölderle, das dürft ihr eurem Sohne nicht an die Seite knü-

pfen. Da hab' ich auch ein Wörtlein inzwischen zu reden. Der Junge ist aufgewachsen unter meiner pflegmütterlichen Sorgfalt — und das Schwert mit dem goldenen Griffe und mit den heidnischen Zeichen auf dem Stahle — nein — Herr Hölderle, der Junge soll es nicht tragen, so lang' ich lebe.«

Der Meister Hopfenhändler vermochte es kaum über sich, die Rede der alten Haushälterin mit Geduld bis an's Ende anzuhören. »Kunigunde, sagte er, als diese endlich fertig geworden: Ich sollte dir neuerdings einen Verweis geben, weil du eine gute, brave, alte Person, die dir dein Lebtag nichts Leides zugefügt, so unchristlich verläumdest. Allein dein Griesgram, den dir der liebe Gott als eine Plage auf die Pilgerreise durch das Leben mitgegeben, soll dich bei mir entschuldigen. Auch hat die ehrwürdige Nothburga vom Oselberge schon oft ein Fürwort für dich angebracht, ich möge deine etlichen Launen vollends geduldig ertragen bis zum Grabe; und das will ich denn auch thun, so wahr mir Gott beistehe in meinem letzten Stündlein. Vor allem aber sollst du wissen, daß die Schwester Nothburga ein Mensch ist, wie du und ich es sind, und das Sterben ihr noch bevorsteht, wie uns Beiden. Eines Tages, da sie mich besuchte — es ist noch nicht lange her — hat sie mir ihre Abkunft und die traurigen Schicksale ihres hundert und zwanzigjährigen Lebens kund gegeben. »Meister, sagte sie mit zitternder Stimme,

ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Ich möchte aber nicht mit dem Gedanken aus der Welt scheiden, es bleibe unter dem Volke das Andenken an mich zurück als an ein Gespenst oder gar an eine Hexe. Darum will ich mich euch offenbaren; ich habe Vertrauen zu euch, weil ich euch lange schon als einen braven, rechtschaffenen und wohlmeinenden Bürger der Stadt Dinkelsbühl kenne. Höret, was ich euch erzählen will — und verkündet es euern Mitbürgern nach meinem Tode. Und ich bin überzeugt, dann wird Keiner mehr mit bitterm Verdacht mein Andenken entehren; und Keiner wird an meinem Grabe vorübergehen, ohne zu segnen die morschen Gebeine der schlafenden Schwester Nothburga vom Oselberge.« — Hast du's verstanden, Kunigunde? Dies sind die eigenen Worte der überhundertjährigen Alten. Und wenn du reinen Mund halten kannst, und nicht gleich nächsten Sonntag die hochwichtige Sache den hundert Basen und zweihundert Vettern der freien Reichsstadt Dinkelsbühl vorschwatzen willst, werde ich Dir, indem ich nebenbei mein Vesperbrod verzehre, die Geschichte vom Oselberge erzählen.«

Wenn die alte Haushälterin des reichen Hopfenhändlers von Spuckgeschichten und Ritterabenteuern, von Nonnen und geheimnißvollen Klausnerinnen und dergleichen hörte, konnte sie, wenn es sonst durch kein Mittel geschah, sogleich zum tiefsten Stillschweigen gebracht werden. Sie nahm sich die Freiheit, dem

Herrn Mathias sich gegenüber zu setzen, pflückte ein Geisblattsträuslein von der Laube, damit sie, weil ihre Emsigkeit nie ruhen konnte, eine kleine Beschäftigung für ihre zitternden Hände habe, und war nun bereit, die Erzählung des alten Stadtbürgers mit aller Aufmerksamkeit anzuhören.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte von der Schwester Nothburga.

Da begann Meister Matthias, nachdem er noch zuvor einen kräftigen Trunk vom edlen Gerstensafte zu sich genommen, langsam und bedächtig: »Vor Zeiten stand auf dem Oselberge eine hohe, feste Ritterburg, die einem vornehmen, reichen und edlen Grafengeschlechte angehörte, und von der noch die grauen Ruinen aus den wilden Gebüschen hervorschauen. Dort erblickte auch in der Folge die Schwester Nothburga das Tageslicht. So edelmüthige und brave Leute die Urahnen des adeligen Fräuleins waren, ebenso streitsüchtig, unedel und raubgierig benahm sich dessen Vater. Er lebte in immerwährender Fehde mit den nachbarlichen Grundherren, Rittern und Grafen, die ihm, um den lieben Frieden zu er-

zwecken, manchen Vortheil einräumten, und da und dort ein Stück von ihren Besitzungen zur Nutznießung überließen. Diese Nachgiebigkeit machte den bösen Ritter nur trotziger und unverschämter. Es gelüstete ihn, nach und nach Herr der ganzen Gegend zu werden. Damit ihm dieß gelinge, mußte er viele Reisige anwerben; dazu aber hatte er Gold und Silber nöthig; denn die Landstreicher und Freileute, die er auf den Straßen draußen zusammenrief, und aus den Schlupfwinkeln in den tiefsten Wäldern hervorlockte, wollten gut bezahlt seyn, wenn er aus ihren Dienstleistungen ersprießlichen Nutzen ziehen sollte. Deßwegen zog er zur Mitternachtszeit, wenn der Himmel voll Wolken hing und kein einzig Sternlein funkelte, mit einigen vertrauten Knappen, die um kein Haar besser waren, als ihr Herr, im Lande herum, und plünderte Klöster und Kirchen, daß es eine Schande war und jede ehrliche Seele darüber sich entsetzte; und schleppte den Raub auf den Oselberg. Die Chronik des Klosters der Carmeliten in unserer freien Reichsstadt weiß davon zu erzählen.« —

»Wie sehr des Ritters braves Weib, Frau Walpurgis, über das gottlose Schalten und Walten ihres Mannes erschrack, und wie das holdselige Töchterlein Nothburga weinte und schrie — das läßt sich kaum beschreiben. Allein der Ritter hatte kein Herz für Weib und Kind; hatte er ja nicht einmal ein

Fünklein Gewissen für Recht und Pflicht; und war nie und nimmer auf den Gedanken gekommen: »Wie werd' ich dereinst vor dem ewigen Richter bestehen können?« — Frau Walpurgis suchte den Ritter mit der sanftesten Redweise und endlich mit ernsten Ermahnungen von seinem abscheulichen Thun, von seinem sündhaften Treiben abzubringen. Allein es war umsonst. Statt den herzlichen Bitten der Frau Liebsten nachzugeben, und Tage und Stunden mit der Erziehung des einzigen Töchterleins hinzubringen, eilte er nur noch öfter hinaus an der Spitze seiner Raubgesellen, steckte Burgen in Brand und plünderte Klöster, und ließ sogar den reisenden Kaufleuten auf den Straßen keine Ruhe. Bald hatte er eine so große Menge geraubter Güter beisammen, daß er, um sie sicher unterzubringen, mit den Vertrautesten seiner Knappen tief unter die Burg einen Keller baute aus den finsteren, grauen Felsen. Hier unten nun hielt er alle seine Schätze verborgen; und kein Mensch außer ihm hatte den Schlüssel zu der kleinen, in ein Gewirre von Felsen versteckten Eisenpforte.« —

»Frau Walpurgis erkrankte aus Schmerz und Kummer, da das Töchterlein Rothburga kaum sieben Jahre zählte. Und da sie fühlte, daß sie von dieser Krankheit nicht mehr genesen werde, segnete sie das arme Kind, ihre einzige Freude, und sprach zu dem holden Mägdlein, das an dem Bette der Mutter

kniete, und in Thränen zerfloß: »Liebe Nothburga, der Heiland Jesus Christ, zu dem ich Morgens und Abends mit dir gebetet, erbarmt sich nun gnädiglich meines Elendes, und wird mich bald heimholen in das Land des Friedens und der Ruhe. Ich habe ihm während der kurzen Zeit meiner Krankheit in glühender Sehnsucht den Wunsch meines mütterlichen Herzens vorgetragen, er möge dich zugleich mit mir hinüberwandeln lassen in das ewige Reich über den Sternen, in den seligen Wohnort der Reinen, wo ich für deine Unschuld nichts Schlimmes mehr zu befürchten haben würde. Allein unerforschlich sind Gottes Rathschlüsse, mein Kind! Du mußt zurückbleiben bei einem Vater, in dessen Nähe, ach, dein gutes Herz verwahrlost bleiben, der für die Erziehung seines einzigen Kindes wenig oder gar nichts thun wird. Ich aber, liebe Nothburga, will den barmherzigen Heiland bitten, daß mein Geist unsichtbar dich umschweben und beschützen darf. Und bin ich geistig in deiner Nähe — dann sollst du mir die guten Lehren und Ermahnungen nie vergessen, die ich von der Wiege an deinem zarten kindlichen Gemüthe eingeprägt. — Eine Bitte aber, meine Tochter, darfst du mir nicht versagen, die also lautet: »Solltest du einmal die einzige und reiche Erbin der Güter deines Vaters werden — so verwende den ganzen Reichthum nur zu edlen, menschenfreundlichen und Gott gefälligen Zwecken. Schmücke Kirchen und beschenke Klöster, aus denen die Schätze geraubt

worden; eile der Armuth und Dürftigkeit hilfreich entgegen; und verbrauche für dich keine Silbermünze, die auf unrechte Weise in diese Burg gekommen. So du, mein Kind, die Bitte der sterbenden Mutter beachtest, und das thun wirst, was ich in heiligem Ernste von dir verlange, wird der Allmächtige mit dir seyn bis zum letzten Augenblicke deines Lebens.« —

»So hatte die todtkranke Frau Walpurgis zum weinenden Töchterlein gesprochen — und ging bald darauf hinüber in das Land glückseliger Ruhe. Der Ritter aber trieb es nun ärger, als zuvor, bis endlich die Grafen und Ritter der Nachbarschaft zusammen schwuren, das Raubschloß auf dem Oselberge erstürmen und des unruhigen und bösen Besitzers desselben sich bemächtigen zu wollen. Die adeligen Herren hielten sich gegenseitig Wort; und in einer trüben stürmischen Mitternacht stießen sie am Fuße des Oselberges mit ihren getreuen Knappen zusammen, daß sie im Ganzen ein ansehnliches Heer bildeten. Der Ritter aber in der Burg saß mit seinen Vertrautesten beim Humpen Wein und Würfelspiele, und schrie bei jedem Wurf, den er verspielte, im höllischen Gelächter: »Schlag' euch der Blitz zusammen, der da draußen herumfährt, wie ein schalkhafter Kobold!« — Das Mägdlein Nothburga, das den wilden Zechern den Wein kredenzen mußte, weinte in der Stille, und bekreuzigte sich, und betete: »Du

Geist der lieben verstorbenen Mutter, bleibe bei mir, und verlaß mich nie!« —

»In dem Augenblicke fuhr ein Blitz herab aus der Höhe; und zerschmetterte das eisenbeschlagene Burgthor; und zerriß die Ketten der aufgezogenen Fallbrücke, daß sie niedersank, und den anstürmenden Schaaren freien Eintritt gewährte. Der wilde Ritter im Schlosse sprang an das Fenster, und da er im Glanze hochlodernder Pechkränze Hunderte von feindlichen Knappen mit bloßen Schwertern und vorgelegten Lanzen den Burghof hereinreiten sah, ballte er die Fäuste mit gräßlichen Flüchen, langte eilends zu den Waffen, die an der Wand hingen, und forderte in schreckbarem Ungestüm von seinen Spielkameraden, ein Gleiches zu thun. — Nothburga kniete in einem Winkel des Gemaches, rang die Hände, schluchzte und betete. Der Ritter vernahm, ehe er hinausstürzte, dem eindringenden Feinde Trotz zu bieten, das Weinen seines schuldlosen Töchterleins. Zum ersten Male wurde sein hartes Herz gerührt zu väterlicher Sorge. »Ich muß dich verbergen, Nothburga, sagte er, komm mit mir!« — Und er nahm das Mädchen beim Arme, hob es empor, und trug es durch die gewölbten Gänge der Burg in den unterirdischen Felsenkeller, wo er die geraubten unermeßlichen Schätze verschlossen hatte. »Hier hast du den Schlüssel, fügte er hinzu; als er der Tochter einen Kuß auf die Stirne drückte; und wenn

über dir vielleicht nach wenigen Stunden tiefe, finstere Stille herrscht, magst du heraustreten aus dem Felsenloche, um die Leiche deines Vaters unter den Trümmern der verwüsteten Burg aufzusuchen.« —

»Der Ritter holte einen schweren Seufzer der Verzweiflung aus der Brust, ließ das Mägdlein bei einem schwachen Lampenlichte, und schlug die kleine eiserne Pforte hinter sich zu.« —

»Nothburga kniete stumm und thränenlos zwischen den aufgehäuften irdischen Schätzen ihres Vaters, während über ihrem Haupte ein fürchterliches Getöse hauste, das zwölf volle Stunden andauerte. Unter dieser Zeit war das Oel in der Lampe verzehrt, und das Flämmchen erloschen. — Endlich, nachdem an die Stelle des donnerähnlichen Gepolters eine schauerliche Stille eingetreten, wagte es Nothburga, an das eiserne Pförtchen des Felsenkellers den Schlüssel anzustecken. Sie bedurfte einer geraumen Zeit, bis sie dieß in der Finsterniß des schauerlichen Gewölbes hatte bewerkstelligen können. Nun war es ihr doch gelungen. Sie öffnete das Thürlein, das auf Rollen sich bewegte — und trat hinaus in den unterirdischen Gang. Allein wo sollte sie sich nun hinwenden? Ueberall schreckliche Nacht — und das furchtsame Rittersfräulein allein unter der Erde. Das düstere Schweigen des schwarzen Felsengrabes wurde nur gestört durch das dumpfe

Geheul häßlicher Unken und durch das Knistern kletternder Wandschnecken, worunter von Minute zu Minute ein unwillkührlicher Seufzer des lebendig begrabenen menschlichen Wesens sich mischte.“ —

Endlich faßte Nothburga Muth, und setzte einige Schritte vorwärts. Allein wo immer sie hinauswollte, fand sie unüberwindlichen Widerstand. Die Felsengänge mußten durch die Zertrümmerung der obengelegenen Burg verschüttet worden seyn. Da sah sie nichts vor sich, als den gewissen Tod. Sie gab sich auch bald ruhig in ihr trauriges Schicksal, und setzte sich in bewunderungswürdiger Fassung auf einen Quader, den Augenblick des Hunger- oder Erstickungstodes zu erwarten. Sie betete alle jene Gebetlein, die lieb Mutter sie gelehrt, und freute sich sogar, lieb Mutter bald zu sehen und auf ewig mit ihr vereint zu werden. In diesem leidensvollen Zagen und Bangen zwischen Leben und Tod konnte sie ein paar Tage zugebracht haben. Da wollte sie, schwach und abgemattet, zum letzten Male versuchen, ob es denn gar nicht möglich wäre, einen Ausweg aus dieser jammervollen Finsterniß zu entdecken. Sie kniete vorerst nieder, und betete: »Herr und Gott im Himmel, du hast ehemal den guten Knaben Daniel aus der Löwengrube, und die drei Edelknaben am heidnischen Königshofe aus dem Feuerofen errettet! Lieb Mutter hat mir die schönen Geschichten erzählt! Lieb Mutter hat mich bis zu Thränen gerührt und zum felsenfesten

Vertrauen auf dich ermahnt! Vater im Himmel, errette auch mich aus diesem schrecklichen Grabe, und zeige mir den Weg hinaus an dein holdes Tageslicht! Siehe, ich vertraue fest auf dich! Ich glaube kindlich fromm, du kannst, du wirst mich erretten! Du bist es allein, der mich sieht, der meine Thränen sieht, der meine Seufzer hört! Du bist es, zu dem mein heißes Flehen hindurch dringt durch die harten Quadersteine! Du bist es, der Tausende von Engeln hat, du, der Einem von diesen Tausenden gebietet — und er wird mir erscheinen, wie ein himmlisches Licht, das mir hinausleuchtet aus dem Grabe! Du bist es, der den schönen Geist meiner lieben, lieben Mutter mir senden kann — und ich werde nicht verschmachten! So erbarme dich des verlassenen Kindes, Vater; und erhöre sein brünstiges Flehen! Amen.« —

»Dieß war das rührende Gebet des armen Fräuleins Nothburga;« sagte der Meister Hopfenhändler, und wischte sich ein paar Thränen aus den Augen. Die Haushälterin Kunigunde aber hatte schon lange nach den unteren Enden ihrer Schürze gelangt, und schluchzte und weinte in diese hinein, daß man mit ihrem mitleidigen Herzen selbst Mitleid hätte haben dürfen. Herr Hölderle erquickte sich vorerst mit einem Trunk vom edlen Gerstensafte, zu dem er selbst den besten Hopfen lieferte; und fuhr zu erzählen fort: »Nothburga erhob sich nach diesem Gebete; und in-

dem sie mit beiden Händen vor sich hin die Felsenwand berührte, strebte sie durch das finstere Gewölbe vorwärts zu kommen. So hatte sie einige hundert Schritte unter der Erde zurückgelegt, — da schimmerte ihr auf einmal ein mattglänzendes Sternlein entgegen. Das Mägdlein in seiner frommen Einfalt meinte, der Geist der verstorbenen Mutter durchdringe die schwarzen Felsen mit himmlischem Lichte, und werde die Tochter nun heimholen in das schöne Land des ewigen Friedens und Wiedersehens. Darum eilte es voran, so schnell es konnte. Das Sternlein aber wurde immer größer und glänzender. Und endlich erkannte Nothburga zu ihrer größten Freude, das Sternlein sey das Tageslicht, das durch eine Felsenöffnung hereindämmerte in die Schreckensnacht des unterirdischen Gewölbes.»

»Als sie vor der Felsenspalte draußen unter Gottes freiem Himmel stand, sank sie alsobald nieder auf ihre Kniee, und verrichtete ein rührend Dankgebet für ihre Rettung. Dann sandte sie den Blick umher, um zu erkennen, wo sie sich denn befände. Sie sah über sich die Ruinen der väterlichen Burg, aus deren Schutte hier und dort noch dichte Rauchwolken empor qualmten. Und es kam ihr sogleich zu Sinnen, der unterirdische Gang, durch den sie glücklich entkommen, müsse von ihrem Vater dereinst erbaut worden seyn mit dem Vorsatze, er wolle durch dieses unbekannte Felsenloch zur Zeit der Gefahr sich

selbst und seine aufgehäuften Schätze retten. Allein er hatte diesen Plan nicht ausführen können, da er vom Feinde in der stürmischen Nacht zu schnell überrascht worden war. — Nothburga steckte an die Stelle, wo die kleine, unmerkbare Oeffnung in dem schwarzen Felsen sich befand, eine lange Birkenruthe, faßte die nächststehende Eiche wohl in's Gesicht, damit das heimliche Plätzchen ihr nicht verloren gehe, und eilte den Berg hinan, um in den Ruinen des zerstörten Schlosses ihren Vater — ob lebend oder todt — unter kindlichen Thränen aufzusuchen. Es war umsonst; kein lebend Wesen, keine Leiche war zu finden. Und von der Stunde an war von dem vermißten Ritter nichts zu erfahren. Wohl geht die Sage unter den Dinkelsbühlern — als Knabe hab' ich sie von den ältesten Männern oft erzählen gehört — der Ritter sey, da er sich, vom Feinde zurückgedrängt, in das unterirdische Gewölbe retten wollte, von den einstürzenden Quadern der Burg erschlagen und begraben worden.«

»Lautschluchzend verließ Nothburga die Trümmer der verödeten Burg, und kehrte zurück zu dem stillen Plätzchen an der großen Eiche. Hier blieb sie, weil sie befürchtete, man werde die Tochter des wilden Raubritters von jeder Thüre stoßen, wo sie um Eintritt betteln möchte; ja man werde sie endlich zur Sühnung für die ungerechten Thaten ihres Vaters in einem schrecklichen Kerker unbarmherzig hinopfern.

Auch erinnerte sie sich in diesem Augenblicke lebhaft an die Worte der sterbenden Mutter: »Solltest du einmal die einzige und reiche Erbin der Güter deines Vaters werden — so verwende den ganzen Reichthum nur zu edlen, menschenfreundlichen und Gottgefälligen Zwecken. Schmücke Kirchen und beschenke Klöster, aus denen die Schätze geraubt worden; eile der Armuth und Dürftigkeit hilfreich entgegen; und verbrauche für dich keine Silbermünze, die auf ungerechte Weise in diese Burg gekommen. So du, mein Kind, die Bitte der sterbenden Mutter beachtest, und das thun wirst, was ich im heiligen Ernste von dir verlange, wird der Allmächtige mit dir seyn bis zum letzten Augenblicke deines Lebens.«

»Nothburga sah sich nun wirklich in dem Besitze der vielen Güter ihres Vaters. Denn nur sie allein wußte den versteckten Weg in den tiefsten, schauerlichen Felsenkeller. Und sie faßte in derselben Stunde den Entschluß, den heißen Wunsch der verstorbenen Mutter zu erfüllen. Damit sie dieß um so ungestörter und geheimnißvoller thun könne, wollte sie den Oselberg nie verlassen. Die Nächte brachte sie in dem unterirdischen Gewölbe hin; die Tage verwendete sie, wilde Beeren und Wurzeln und das Obst von den einsamstehenden Bäumen des ehemaligen Burggartens für die rauhere Winterzeit einzusammeln und aufzutrocknen. Auch machte sie sich daran, gerade über der Felsenöffnung eine Kapelle zu er-

bauen, um vor einem Kreuzbilde, das sie aus Eichenästen geformt und mit einer jungen Haselnußruthe quer zusammen gebunden, täglich ein Dankgebet für ihre Rettung dem lieben Gott entrichten zu können. Wenn die Dinkelsbühler ruhig in ihren Flaumbetten schliefen, trug das Mädchen mit rastloser Mühe Steine zusammen; und das Heiligthum ihrer stillen Andacht war beinahe vollendet, als einmal die nachbarlichen Bewohner voll Staunen den seltsamen Bau neben der großen Eiche entdeckten, und weil sie weit und breit kein menschlich Wesen erschauten, in Furcht und Scheu die Meinung faßten, es sey auf dem Oselberge nicht recht geheuer. Diese Meinung wurde ihnen zur Gewißheit, da sie in finsterer Nachtzeit gar oft ein Licht umherwandeln sahen in der Gegend der neuerbauten Kapelle. Sie bekreuzten sich, und sagten: »Der Geist des wilden Ritters geht irre!« — Allein es war Nothburga, die fromme jugendliche Einsiedlerin. In einer heimlichen Dämmerungsstunde war sie vom Oselberge hinab gen Dürrwangen geeilt, und hatte von einem Krämer dortselbst Laterne, Lampe und Oel gekauft für einige Kupfermünzen, die sie am Wege nach Wassertrüdingen von reisenden Edelleuten sich erbettelt. Mit diesem erkauften Zeuge begab sie sich ein paar Minuten vor dem Abendave in unsere Kirche zu den Carmeliten, und zündete ihre Lampe an dem ewigen Lichte an, das vor dem Choraltare brennt. Man sagt, der alte Küster habe ein weibliches Wesen gespensterartig hinwegwandeln gesehen. —

Mit dem Lampenlichte nun war Rothburga in den Stand gesetzt, das unterirdische Gewölbe durchspähen zu können, und fand alle die aufgehäuften Schätze ihres Vaters. Und der Entschluß, von nun an mit diesen großen Reichthümern nur Gutes zu thun, hatte in ihrem Herzen unvertilgbare Wurzeln gefaßt.«

Hier hielt der alte Meister in der Erzählung inne. Denn die Haushälterin hatte sich vom Sitze erhoben, und trippelte aus der Laube. Sie meinte, ein Klopfen an der vorderen Hausthüre vernommen zu haben. »Gewiß, sagte sie, ist's Heinrich, der liebe Junge; den will ich keinen Augenblick warten lassen.«

»Du wirst irre gehen, entgegnete der Meister: Wenn Heinrich klopft, müssen des alten Vaters Ohren auch einen Ton vernehmen.«

Allein Kunigunde ließ sich nicht aufhalten, und ging in das Haus zurück, das Geschäft einer emsigen Pförtnerin zu verrichten.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung vom vorigen Kapitel.

Bald kehrte die Haushälterin wieder zurück. »Ihr hattet recht; sagte sie zum alten Hopfenhändler: Das Klopfen kam nicht von eurem Sohne. Die alte Grete aus dem Würtembergischen stand vor der Thüre, und bat um ein Almosen. Seyd barmherzig, lallte sie mir entgegen, ich will was beten für euch in der Carmelitenkirche. Es kann eine Zeit kommen, wo auch den reichen Leuten in diesem Hause das Gebet einer armen, presthaften Wittwe von Nutzen seyn wird.«

»Nun? Und du hast die Grete ordentlich beschenkt?« fragte der Meister mit einem Tone, als ob er in die Mildthätigkeit der alten Haushälterin Zweifel setzen wollte.

»Seyd unbesorgt, Herr Hölderle; entgegnete Kunigunde, ich fürchte das lose Maul der Bettlerin, die schon einmal in ganz Dinkelsbühl die Lüge verbreitete, der alte Hopfenhändler sey wohlthätiger, als seine Wirthschafterin.«

»Ei, ei, lachte der Meister, das hätt' ich mein Lebtag nicht gedacht, daß ich das Werkzeug seyn müsse, dich um deinen guten Ruf zu bringen. Um alles in der Welt aber sollst du mir jetzt nicht um deine gute Laune kommen. Sey ruhig, alte treue Seele, und laß das Bettelweib ungestört seine Wege gehen. Ich will dich durch die Fortsetzung der Geschichte von der Schwester Rothburga zu zerstreuen suchen.«

Kunigunde setzte sich ziemlich beschwichtigt dem Hopfenhändler wieder gegenüber. Und dieser fuhr zu erzählen fort:

»Vier Jahre waren dem Mägdlein in der Einsamkeit unter den Felsen des Oselberges vorübergegangen, während welcher Zeit es zur schönen Jungfrau herangeblüht. Niemand hatte es gewagt, der Nachtwandlerin näher zu treten; denn Jedermann bekreuzte sich, wenn er das Licht von der Höhe sah, und sagte in scheuer Andacht: »Gott sey bei uns! Es ist der Geist vom Oselberge!«

»Rothburga hatte den stillen, einsamen Aufenthalt so liebgewonnen, daß sie ihn selbst gegen einen königlichen Pallast nicht vertauscht hätte. Jetzt begann sie, den Auftrag ihrer verstorbenen Mutter auf das pünktlichste zu erfüllen. In einen grauen Mantel eingehüllt, das Antlitz bedeckt mit einem schwar-

zen Schleier, der auch ihre Arme verbarg, erschien sie da und dort in den Hütten der Armuth, vor den Pforten der nachbarlichen Klöster, und regelmäßig am Tag des Herrn in dem kleinen Betstühllein neben der Chorhalle der Kirche zu den Carmeliten in unserer freien Reichsstadt. Man weiß, daß sie unzählige Arme durch Geschenke beglückt, daß sie die Klöster mit Gold und Silber begabt, und besonders den Opferstock in der Kirche der Carmeliten mit Münzen von altem Gepräge zu besorgen nie vergessen. Sie wurde ob diesen ihren geheimnißvollen Handlungen allenthalben für ein räthselhaftes Wesen angesehen, vor dem die Einen aus Scheu, die Andern aus Ehrfurcht zurückwichen. Viele, vorzüglich die Armen, denen sie Gutes gethan, und die Mönche, deren Klöster sie reichlich beschenkte, verehrten sie als eine Heilige. Die Meisten im Volke aber waren der Meinung, das graue Weibsbild vom Oselberge müsse, wenn es nicht ein Geist sey, wohl gar eine Zauberin oder Hexe seyn; und man ließ sie zu allen Zeiten ruhig und unangetastet ihre Wege gehen.«

»Als ich noch ein Knabe war, hörte ich wohl erzählen, der Raubritter vom Oselberge habe ein Töchterlein gehabt. Allein es ging die Sage, das arme Kind liege mit dem Vater unter den Trümmern der verwüsteten Burg begraben. Niemand dachte daran, Nothburga sey das Töchterlein. Als ich zum Jüngling herangewachsen, trug ich eine große Begierde in

mir, das sonderbare Wesen näher kennen zu lernen. Ich ging der Verschleierten manchen Schritt zu lieb; allein, wenn ich ihr nahe genug stand, um sie anreden zu können, war es in unserer freien Reichsstadt neben der Carmelitenkirche oder am Fuße des Oselberges — da sah sie mir gar ernst in's Gesicht, daß mir jedes Wort im Halse stecken blieb, und verschwand in einer Gasse oder im Gebüsche.«

»Einmal aber wurde ich, ohne daß ich daran dachte, von ihr selbst angeredet. Und jener Augenblick gab Veranlassung zu einer nähern Bekanntschaft mit dem räthselhaften Wesen. Willst du mir, Kunigunde, noch einmal den Becher zur Hälfte mit gutem Gerstensafte füllen — so werde ich mich geneigt zeigen, die Geschichte vollends zu erzählen.« —

Die alte Haushälterin erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit das Begehren des Meisters, weil sie gar zu gerne derlei Dinge erzählen hörte. Und Herr Hölderle fuhr also zu reden fort: »Ich stamme, wie du weißt, Kunigunde, von armen Aeltern ab, die mir auch mit dem besten Willen nichts hinterlassen konnten, als ein kleines armseliges Häuschen mit einem unbedeutenden Ackerland. Doch noch bei ihren Lebzeiten hatten sie mir das Beste gegeben, eine fromme, christliche Erziehung, und mich gelehrt, mein Brod im Schweiße meines Angesichtes treu und redlich zu verdienen. Gleich nach ihrem Tode dacht' ich daran,

wie ich aus dem kleinen Acker den größtmöglichsten Nutzen ziehen könnte; und es fiel mir ein, daß ich durch den Anbau eines guten kräftigen Hopfens den besten Ertrag mir verschaffen werde. Der liebe Gott segnete meine Arbeit — und nach wenigen Jahren hatte ich so viel Geld zusammengespart, daß ich zu dem kleinen Acker noch einen größeren kaufen konnte. Allein jetzt waren zwei Hände zur vermehrten Arbeit zu wenig, und — warum soll ich's nicht sagen? — ich sehnte mich nach einer treuen Lebensgefährtin. Ich hatte mir zu einem christlich-frommen Hauswesen ein Mägdlein erkoren, das noch viel ärmer war, als ich selbst. Aber weil ich es von jeher kannte als eine tugendhafte Tochter, die ihre alten, presthaften Eltern mit der Arbeit ihrer Hände ernährte, weil ich es kannte als eine rechtschaffene Christin, die in der Kirche, auf der Straße und an allen Orten das Beispiel der Andacht, der Sittsamkeit und Emsigkeit für alle Jungfrauen in der Stadt und auf dem Lande war — darum wollte ich das holde Wesen als mein treues Weib nach Hause führen.«

»Mit dem Vorsatze, dem Mägdlein meine Hand anzubieten, machte ich mich auf den Weg nach der ärmlichsten Hütte. Als ich dort anlangte, trat mir, ich weiß nicht wie? die Frauengestalt vom Oselberge unter die Thüre entgegen, bot mir die Hand, und sprach mit freundlichem Lächeln: »»Er ist ein braver Junge! Ich habe für ihn ein gut Wort gesprochen

bei der frommen, arbeitsamen Thekla!«« — Und augenblicklich führte sie mich vor die Jungfrau meiner Wahl, legte unsere Hände in einander, segnete uns und sprach: »»Nun laßt euch trauen vor dem Altare in der Kirche der Carmeliten! Lebet in Eintracht und Frieden! Betet andächtig und arbeitet fleißig! Und die Schwester vom Oselberge wird ihr Schärflein beitragen, euren Wohlstand in Ehren zu begründen!«« — Dieß Versprechen hat die Schwester auch treulich gehalten. Sie freute sich unsers stillen Lebens, besuchte das friedliche Ehepaar gar oft in heiterer Abendstunde, und beschenkte uns mit Gold und Silber, wogegen sie von uns nichts verlangte, als Mildthätigkeit gegen die Armen. Was sie nach dem allzufrühen Tode meiner Thekla meinem lieben Heinrich, dem wackeren Jungen, Gutes gethan, mit welch goldenen Lehren sie sein weiches Herz zu einer Schatzkammer teutscher Biederkeit und Tugend gestaltete, das weißt du, Kunigunde, so gut oder besser, als ich, weil dir der Bube die Unterhaltungen mit der Schwester Nothburga vom Oselberge viel umständlicher erzählen mußte, als es die Muße seines Vaters ihm erlaubte. Nun hast du die Geschichte der Frauengestalt mit den Krücken in ihrem ganzen Umfange, das heißt, so deutlich und vollständig, als ich selber sie weiß. Und ich meine, du könntest nun in Hinsicht des Verdachtes, Nothburga sey ein Spuckgeist, im Reinen seyn.« —

So hatte Meister Hölderle erzählt; allein die alte Haushälterin war doch noch nicht ganz im Reinen. »Die Krücken, die Krücken! sagte sie, und schüttelte abergläubisch den Kopf: Herr Matthias Hölderle, die Krücken wollen mir nicht recht gefallen. Hab' ich doch erst gestern in einem Ritterbuche gelesen, daß die Geister allzeit mit solchen sonderbaren Werkzeugen erscheinen. Die Einen haben eine Wünschelruthe, die Andern ein Füllhorn; die Einen kommen als Zwerge mit kleinen Stäbchen, die Andern erscheinen als Riesen mit gewaltigen Stangen. Das Klopferle von Sachsenheim hat einen Hammer; und die Alte vom Oselberge bedient sich gar zweier Krücken. Ei, ei, ei, Herr Matthias Hölderle, die Krücken, die Krücken!« —

Der Meister konnte ein munteres Lachen über die Besorgnisse und Einwendungen der alten Haushälterin nicht mehr länger zurückhalten. »Ach du mein Gott, rief er, wie thut's mir so leid, daß ich den Umstand mit den Krücken in der Erzählung vergessen. Ich habe eine Sünde begangen, weil ich dich eine Minute länger in Angst und Argwohn stecken ließ, als es hätte füglich geschehen können, wenn ich dich mit einem Abenteuer aus dem Leben der Schwester Nothburga während der vorigen Erzählung hätte bekannt gemacht. Doch ich bin deiner Verzeihung gewiß, wenn ich meinen Fehler gut mache und dir die Historie von den Krücken sogleich nacherzähle.« —

Die Alte schmunzelte. Und der Meister fuhr fort: »Wie schon gesagt, die geheimnißvolle Frauengestalt zog in der Gegend umher, die Armen und Nothleidenden, die ihrer Hilfe und Unterstützung bedürftig waren, aufzusuchen. Da kam sie auch eines Abends an die einsame, niedere Hütte eines Ziegenhirten, der mit seinem Weibe in der tiefsten Armuth lebte. Nothburga, voll innigen Mitleids und herzlicher Theilnahme, bot ihnen sogleich eine Hand voll glänzender Goldmünzen an, ermahnte sie, mit diesem Gelde haushälterisch zu Werke zu gehen, und versprach ihnen, sie auch künftighin unterstützen zu wollen, wenn sie fromm und gottesfürchtig, arbeitsam und fleißig, und mit sich und allen Menschen verträglich leben würden.«

»Der unglückliche Mann aber war dem Trunk und Spiel ergeben; und das Weib liebte elenden Putz und flitterhafte Kleiderpracht. So war das Geld im Nu verschwunden, und der Mann so frech, auf den Oselberg zu gehen, und Stunden lang zu warten, bis die freigebige Frauengestalt im Gebüsche erschiene. Nothburga aber hatte während der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den armen Eheleuten deren Thun und Treiben sorgsam beobachtet, und indem sie dem Manne noch einmal aus der Noth half, warnte sie ihn zugleich, und erklärte ihm mit allem Ernst, die Schätze aus der Tiefe des Oselberges seyen nur für brave Menschen bestimmt. Wenn er und sein

Weib sich nicht besserten und die Gaben künftighin nicht nützlicher verbrauchten, werde er, wenn er wieder käme, leer abziehen müssen.«

»Die Warnung der Bergfrau war auf ein ödes Ackerland gefallen, und trug keine Früchte in den versteinerten Herzen der leichtsinnigen Eheleute. Bald befanden sie sich wieder in der höchsten Noth, und der Mann bestieg den Oselberg. Er rief seine Wohlthäterin; sie erschien, allein nicht um zu geben, sondern um ihn mit den Worten abzuweisen: »»Für dich hält der Schooß des Oselberges keinen Schatz mehr verborgen.«« Er fluchte im höchsten Zorn, und wollte mit seinem Stocke nach ihr schlagen. Allein augenblicklich war sie im Gebüsch verschwunden, und der böse Mann konnte sie denselben Tag nicht wieder treffen, ob er auch drei Stunden lang hinter der großen Eiche auf sie wartete. Da schon tief der Abend dämmerte, verließ er endlich den Berg, mit dem schändlichen Vorsatze, die Morgenstunde des nächsten Sonntages, wenn seine Wohlthäterin die Kirche der Carmeliten besuchen wolle, zu gräßlicher und ungerechter Rache zu benützen.«

»Der verruchte Mann hat seinen Vorsatz ausgeführt. Als Rothburga heraustrat aus dem Gebüsche des Oselberges, fiel er über sie her, und schrie: »»Bist du ein Geist, so zermalme mich; bist du aber ein menschlich Weib, so will ich dich zermalmen!««

Und er schlug sie mit einem Knotenstock, daß sie leblos zu Boden sank. Als sie wieder zur Besinnung kam, gelang es ihr endlich unter unsäglichen Schmerzen, ihre verborgene Felsenwohnung zu erreichen. Sechs Monate lang hat man sie nicht mehr gesehen. Unter dieser Zeit erkrankte der Ziegenhirte, und bekannte auf dem Sterbebette in Reu' und Leid, welche schändliche That er an seiner geheimnißvollen Wohlthäterin begangen. Nach dem Tode des Mannes erschien Nothburga zum ersten Male wieder — an den Krücken, von denen sie bis zu diesem Augenblicke, so zu sagen, getragen wird. Nun, Kunigunde, ist noch ein Zweifel in deiner Seele? Beim heiligen Georg auf dem großen Stadtbrunnen von Dinkelsbühl, ich muß dich selbst für eine Hexe halten, wenn dein Sinn nun nicht heller ist, als das Tageslicht.« —

»Nun, nun, entgegnete Kunigunde, ich bin's ja zufrieden, Meister, und danke euch gar schön für die Erzählung der merkwürdigen Geschichte. Ihr habt mir den Abend freundlich abgekürzt, so daß ich die Sonne nicht untergehen sah vor angestrengter Aufmerksamkeit. Wo aber Heinrich, der liebe Junge, so lange weilen mag? Fast hätten wir seiner vergessen, Meister. Es wird mir wirklich bange um den lieben Jungen.« —

»Deine Angst ist unnütz, Kunigunde! entgegnete der alte Hölderle: Heinrich findet auch in schwarzer

Mitternacht den Weg zu seines Vaters Hause. Der Junge ist ausgegangen, ein gut Werk zu vollbringen; und hat er vollbracht, wird ihn der liebe Gott glücklich heimgeleiten.« —

»Horcht, horcht! fiel die Haushälterin dem Meister in die Rede: Es ist mir, als hör' ich ein dumpfes Freudengejauchze auf der Gasse vor eurem Hause. Hört ihr's nicht auch, Herr Hölderle?«

»Du kannst recht haben, Kunigunde! sagte der Hopfenhändler und erhob sich in sichtbarer Freude, die seine runzeligen Wangen mit freundlicher Röthe bemalte. Der Junge wird siegreich heimkehren zum alten Vater.« —

Und beide eilten aus der Laube in das Haus, um die Vorderthüre zu öffnen, und den Erwarteten in aller Herzlichkeit zu empfangen.

Viertes Kapitel.

Des Sohnes Rückkehr.

Die Gasse vor dem Hause des alten Hölderle war angefüllt von Menschen, die den wiederkehrenden Sohn bis zu seines Vaters Wohnung im Triumph begleitet hatten. Knaben und Mädchen, und selbst achtbare Bürger der freien Reichsstadt konnten nicht umhin, dem wackern Jünglinge sein verdientes Lob zu zollen. »Glück und Segen dem braven Heinrich! tönte das Jubelgeschrei durch die Lüfte: Friede und Freude dem Vater eines so edlen Sohnes!« —

In der Stube drinnen umarmte der Meister den schmucken Jungen mit wahrhaft väterlicher Inbrunst. »Ich erkenne aus der Freude, die dir aus den Augen blitzt, daß du den Strauß mit Glück bestanden. Zwei Fragen nur muß ich an dich stellen, von deren Beantwortung meine gänzliche Zufriedenheit abhängt. Ist Menschenblut geflossen in dem Kampfe? Sage mir!«

»Nein, mein Vater!« erwiederte der Sohn, und drückte die Hand des alten Hölderle an sein männlich klopfend Herz.

»Gott sey's gedankt!« rief der Meister, und stellte die andere Frage an den Jungen: »Hat der arme Weber durch dich sein Eigenthum zurück erhalten? Antworte mir, Knabe! Ich brenne vor Begierde, es zu wissen.«

»Ja, mein Vater!« entgegnete der wackere Heinrich, und eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge.

»So dank' ich zum andern Mal dem lieben Gott; und kann meinen braven Jungen nun erst in innigster, ungetrübter Freude umhalsen.«

Mit diesen Worten umarmte der Meister seinen Sohn auf's Neue, und drückte ihn mehrere Minuten lang fest an das tiefgerührte Vaterherz.

Unterdem öffnete sich die Stubenthüre, und über der Schwelle erschien eine alte ehrwürdige, auf zwei Krücken sich stützende Frauengestalt, und brachte den Anwesenden mit zitternder Stimme den frommen Gruß: »Gelobt sey Jesus Christus!«

»In alle Ewigkeit, Amen!« erwiederten voll Andacht die Hausbewohner. Und Meister Hölderle trat voll Ehrfurcht der Krückenfrau entgegen. »Ihr seyd mir zu jeder Stunde willkommen, ehrwürdige Schwester Nothburga! sprach Herr Matthias, und führte die

Eintretende zum Lehnstuhle: »Doch darf ich fragen, was euch so spät am Abende in meine Wohnung führt?«

»Soll ich nicht wissen wollen, was in Meister Hopfenhändlers Haus Merkwürdiges vorgefallen?« entgegnete drauf die Alte vom Oselberge, und ließ sich auf den Lehnstuhl nieder, den der freie Reichsbürger ihr freundlich angeboten. »Ich komme, fuhr sie mit leiser Stimme zu reden fort, so eben aus der Kirche der Carmeliten, wo ich am Choraltare im Dämmerungsscheine der ewigen Lampe mein Vespergebet verrichtet. Da ich aus der Kirche trat, und durch die Gassen wankte, um vor dem Einbruch der Nacht meine Zelle unter den Felsen des Oselberges zu erreichen, hört' ich von vielen Menschen, die an mir vorübereilten, den Segenswunsch: »Glück und Heil dem braven Heinrich! Friede und Freude dem Vater eines so edlen Sohnes!« Diese Worte rührten mein Inneres, und ich lenkte meine Krücken hieher, den Grund solcher frommen Aeußerungen entzückter Nachbarn an geeignetem Orte zu erfahren. Hab' ich euch ja doch schon Beweise genug gegeben, wie herzlich gerne ich Antheil nehme an den Ereignissen, die euch begegnen, lieber Meister!« —

»Ja, rief der zu Thränen gerührte Hopfenhändler, Glück und Heil meinem wackern Jungen, der die Ermahnungen des alten Vaters treu befolgt, und

seine Jugendkraft zum Wohle armer bedrängter Mitbrüder verwendet. Ihr sollt erfahren, ehrwürdige Schwester, was mein Herz im höchsten Grade erfreut.« —

Darauf setzte er sich der schwarzverschleierten Klausnerin vom Oselberge gegenüber. Heinrich hatte sich ehrerbietig hinter den Stuhl seines Vaters gestellt. Die Haushälterin Kunigunde aber räusperte verlegen in der tiefsten Ecke der Stube. Denn obgleich sie diesen Abend erst aus dem Munde des Meisters vernommen, was für eine Bewandtniß es mit der Bergfrau und ihren Krücken habe, konnte sie im Anblicke der verschleierten Gestalt dennoch nicht ihrer gewöhnlichen Furcht los werden. Sie hatte ihren Rosenkranz in den Händen, und betete unwillkührlich, während der Meister erzählte: „Heute in aller Frühe, nachdem wir gemeinschaftlich, wie es jeden Tag geschieht, unsere Morgenandacht verrichtet, begab sich Heinrich mit Hacken und Karste vor das Thor hinaus, in unsrem Hopfengarten zu arbeiten. Der Junge versteht das Geschäft, wie sein Vater; das muß ich ihm nachsagen, und wenn ich zehnmal sein Vater wäre. Und darum kann ich ruhig seyn, wenn ich heute oder morgen mich zu Grabe legen sollte. Der alte Hölderle wird in dem jungen Heinrich fortleben, was den Hopfenhandel betrifft, und dergleichen Mehreres. Doch nun zur Sache. Der Knabe wollte eben in den Garten eingehen, da begegnete ihm der alte,

arme Weber Hubert mit verweinten Augen. »Was fehlt euch, Hubert?« fragte der junge Hölderle. »Ach, entgegnete der Mann, mir fehlt nun Alles, was mich bisher ernährt und mein Bischen Leben gefristet hat. Ihr wißt, ich habe auf dieser Welt keinen Menschen, nichts, gar nichts, als eine halbverfallene Hütte und eine Kuh, mit deren Milch ich mich ernährte; nun ist mir diese letztere verloren gegangen, und die halbverfallene Hütte wird nach wenigen Tagen mein Grab seyn.« Bei diesen Worten weinte der unglückliche Mann auf's Neue bitterlich. — »Könnt ihr euch denn nicht denken, wohin das Thier sich verlaufen?« fragte mein Heinrich den armen Weber. Dieser erwiederte: »Ich trieb die Kuh gestern Abends hinaus auf den Anger, unweit von dem Teiche, an dem der Landstreicher Heinz seine Hütte hat, den man auch dieser Lage wegen, wie ihr wißt, schlechtweg den Heinz vom Teiche nennt. Während das Thier grasete, eilte ich geschwinde zu den Carmeliten, wo man in die Vesper läutete, und als ich zurückkam, war der Anger leer. Meinen Schrecken könnt ihr euch denken; ich schrie, was ich konnte; das Thier hat meine Stimme zu jeder Zeit erkannt. Dießmal schrie ich umsonst. Ich bestieg einen Hügel; und als ich meinen Blick in die Gegend am Teiche richtete, sah ich grade noch, wie das Thier unter der Stallthüre jener verdächtigen Hütte verschwand. Jammernd wankte ich zum Teiche, und rief zum Heinz, der nun vor der Hausthüre ein

wüstes Lied sang, hinüber: »Meine Kuh muß in deinem Stalle seyn; gib mir meine Kuh heraus; sie ist Alles, was ich habe, und muß mir das Leben fristen.« Allein der Unmensch verspottete mich, und bot mir Schläge an, wenn ich nicht augenblicklich mich entfernen wollte. Heute vor Tagesanbruch nun bin ich wieder vor seine Hütte gegangen und hab' ihn um Gottes Barmherzigkeit willen angefleht — aber er hat mich nun wirklich geschlagen. Ich bin jetzt auf dem Wege zu den Rathsherren; allein bis ich was Rechtes ausrichte, hat der böse Heinz das Thier geschlachtet oder fortgeführt; und wie werd' ich alsdann beweisen, daß er gerade meine Kuh entwendet?« So erzählte der arme Weber im größten Herzeleid. Was that mein Junge? Er warf Karste und Hacken in den Garten, tröstete den trostlosen Hubert: »Seyd ruhig, ihr sollt eure Kuh haben, ehe die Sonne untergeht!« und eilte zu mir zurück, dem alten Vater den Jammer zu erzählen. Augenblicklich hatte er einen Plan gefaßt. Und hätte ich dem menschenfreundlichen Plane entgegen seyn sollen? Mit nichten. Ich ermahnte den Jungen nur, vorsichtig zu seyn, damit ihm kein Leid geschehe, und gab ihm meinen Segen zu edler That. So viel weiß ich, und was darauf geschehen, mag der Knabe nun selbst erzählen.«

Während Heinrich sich anschickte, der Aufforderung des Vaters ohne Selbstruhm zu entsprechen, flüsterte

der alte Hölderle der ehrwürdigen Schwester Rothburga in die Ohren: »Der Landstreicher Heinz vom Teich ist der Enkel des Ziegenhirten, der euch weiland die Beine zerschlagen. Es ist ein wahres Sprichwort: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.« Und noch wahrer: »Der Wolf ändert sein Haar, sonst bleibt er, was er war.« —

»Ich nahm, hub der junge Hölderle zu erzählen an, zwei der Tapfersten meiner Jugendgenossen gut bewaffnet und zu derbem Strauße vorbereitet, mit mir auf den Weg nach der Hütte am Teich. Diese Vorsicht hielt ich für nothwendig, weil ich vermuthen durfte, der verwegene Landstreicher leiste hartnäckigen Widerstand. Ich hatte mich nicht getäuscht. Als wir an der Hütte anlangten, sahen wir den Heinz mit noch zwei seiner wildesten Kameraden die Stallthüre bewachen. »Gib Antwort, rief ich ihm zu, wie ich von einem ehrlichen Manne mit Recht erwarten darf! Hältst du keine fremde Kuh verborgen in deinem Stalle?«

»Hole der Henker die frechen Stadtbuben! entgegnete der Landstreicher, und geiferte vor Zorn: Kommt nur herüber, wenn ihr Lust habt! Wir wollen euch den falschen Verdacht, mit dem ihr meine Ehrlichkeit schändet, auf eure gemästeten Rücken malen!»

Mir glühte das Gesicht vor Unmuth. Doch wollt ich noch ein Wort der Güte an den boshaften Men-

schen richten, und sprach darauf: »Die fremde Kuh in deinem Stalle gehört dem ärmsten Manne. Er kann nicht leben ohne sie. Gib sie heraus, Heinz! Ich will dir dagegen ein gut Trinkgeld geben, weil du sie heute morgens hast füttern müssen.«

»Das Trinkgeld, schrie der Bösewicht, will ich mir selbst aus deiner Tasche holen, wenn ich dich zu Boden geworfen, schwache Hopfenstange!« —

»Solchen Schimpf konnt' ich nicht länger mehr ertragen. »Frisch, ihr Jungen, rief ich meinen Kameraden zu, wir wollen dem diebischen Schwätzer das Maul stopfen.« Im Augenblicke waren unsere Schwerter aus den Scheiden. Und im begeisternden Gefühle, einem unglücklichen, alten Manne den größten Dienst zu thun, drangen wir auf unsere Feinde ein, die mit scharfen Fischerspießen uns entgegen eilten. Es foderte von unserer Seite die gewandteste Wendung, den langen Waffen der lärmenden Buben zu entgehen. Nach langem Kampfe, in dem wir bald rechts bald links ihren Stößen auszuweichen hatten, war es mir endlich geglückt, die Stangen von Heinzens Verbündeten mitten durchzuhauen, und auf diese Weise die Fluchenden zum Rückzuge zu zwingen. Jetzt gab ich mit der Hand ein Zeichen zum Waffenstillstande.«

»Heinz vom Teich, rief ich mit lauter Stimme: Ich fechte für eine gute Sache. Der Schutz des Himmels schwebt offenbar über mir und meinen Genossen. Deine Kameraden sind so viel als entwaffnet. Was sollen ihre Prügel ausrichten gegen scharfe Klingen? Du allein mit schwachem Spieße stehst gegen Drei! Sey nicht tollkühn und folge meinem Rathe. Laß ab vom Kampfe. Oeffne die Stallthüre, und gestatte uns freien Eintritt. Hast du die Kuh — so gib sie heraus, es ist eine Schande und gräßliche Sünde, fremdes Eigenthum mit Wissen und Willen unter seinem Dache zu verbergen. Findet sich aber das Thier nicht vor, und können wir auch keine Spur entdecken, daß es da gewesen — dann geben wir dir den Namen der Ehrlichkeit vor aller Welt; und in dem Grade, als ich jetzt wider dich bin, will ich dein Beschützer seyn. Heinz vom Teich, bedenke wohl, was ich gesagt. Noch ist kein Menschenblut geflossen, und ich danke dem lieben Gott für dieses Glück. Soll aber der Kampf sich erneuern durch deine Schuld und Verwegenheit, durch deinen Trotz und Starrsinn, und soll Menschenblut vergossen werden — dann muß es das deine seyn, so wahr du dich versündigt hast an dem armen Weber von Dinkelsbühl. — Heinz vom Teich, drei Minuten geb' ich dir Bedenkzeit, und nicht länger. Gehorchst du — nun recht, dann führen wir im Frieden die Kuh dem alten, armen Manne heim, und geben dir die

wohlgemeinte Warnung, künftighin das Handwerk eines Diebes fahren lassen zu wollen, wenn du nicht über kurz oder lang am Galgen zappeln sollst. Gehorchst du nicht — so sollst du im Augenblicke erfahren, was die schwache Hopfenstange über den starken Fischerspieß vermag.“ —

»Während dieser meiner Rede hatten sich die beiden Kameraden des Landstreichers immer mehr und mehr zurück gezogen; und Einer rief dem Heinz vom Teiche zu: »Laß ab! Du wirst nichts gewinnen! Der Hopfenbube von Dinkelsbühl steht im Bunde mit der Zauberin vom Oselberge!« — Dann machten sich die Zwei mit den zerhauenen Stangen pfeilschnell aus dem Staube.«

»Der Heinz aber geberdete sich nur noch wüthender, und heulte wie ein Wolf, wenn er gefangen ist, und nicht mehr beißen kann. Wir waren bald fertig mit dem tollen Buben. Seinem Spieße, mit dem er nicht ungeschickt auf mein Herz gezielt, widerfuhr augenblicklich das Loos der beiden Andern. Und nun fielen wir über den Fluchenden her, banden ihm die Füße zusammen, und die Hände auf den Rücken, und erbrachen hierauf die Stallthüre, aus der uns auch wirklich die Kuh des armen Webers entgegen muhte, als ob sie uns für ihre Rettung danken wollte.« —

»Das verständige Thier stutzte, als ich es an dem gebundenen Landstreicher vorüberführte, und wollte sogar mit den Hörnern auf ihn zustoßen. »Heinz, sagt' ich, laß ich die Kuh jetzt los, so erhältst du deinen Lohn auf eine Weise, wie er dir gebührte. Allein Gott ist barmherzig, und ich will es ja gerne auch seyn, weil wir Alle in einer andern Welt der ewigen Barmherzigkeit bedürftig sind. Du sollst leben, frei seyn — und dich bessern.«

»Und mit diesen Worten löste ich die Stricke von seinen Füßen und Armen. Er blöckte mir die Zähne entgegen, als ob er mich zermalmen wollte. Weil er aber seine Ohnmacht fühlte, ging er fluchend in seine Hütte, und ließ uns nun ungestört unsere Wege ziehen.« —

So weit erzählte der junge Hölderle. Der Vater umarmte ihn, und gab ihm einen kräftigen Kuß, indem er rief: »Brav, mein Sohn, das hast du gut gemacht. Und die Leute haben recht, wenn sie rufen: Heil und Segen dem wackeren Heinrich! — Du bist zwar mein Bube, und ich sollte dich nicht loben. Allein eine edle That ist immerhin des Ruhmes werth, ob sie ein Anderer vollbracht, oder mein eigen Kind. Der Segen Gottes ruhe auf dir, mein Heinrich.« —

»Ja, ja! schluchzte die Haushälterin Kunigunde, deren Furcht vor der schwarzen Gestalt vom Oselberge durch den Drang, ihren Gefühlen nachzugeben, besiegt wurde, und die nun freudetrunken vor dem Jungen stand und seine Wangen streichelte: »Ja, ja, der Segen Gottes kann nicht ausbleiben, Knäblein! Solche Thaten sind schön, recht schön! O, deine selige Mutter! Das schmerzt mich unendlich, daß sie jetzt den guten Jungen nicht sieht; daß sie nicht erfährt, wie die alte Kunigunde sich Mühe gegeben mit dem Knäblein. Komm, laß dich küssen auf die Stirne, Heinrich! Du kecker Bube, wenn ich denke, daß du in diesem wilden Streit gar eine Wunde in dein schön Gesicht — nein — Barmherzigkeit Gottes — ich darf's nicht denken — mir schwindelt's vor den Augen — eine Wunde in's Gesicht — auf die Stirne —«

Die Alte zitterte. Der Hopfenhändler aber wies sie zurück in den Stubenwinkel. Jetzt war's stille. Die Gestalt im schwarzen Schleier hatte noch kein Wort gesprochen. Endlich erhob sie sich vom Lehnstuhle, und winkte dem Jungen. Er kniete zu ihren Füßen. Sie breitete ihre Arme über sein Haupt, und sprach mit einer Stimme, die das Alter von hundert und zwanzig Jahren beurkundete und durch das Gefühl der Rührung noch zitternder wurde: »Heinrich, du feierst morgen dein Wiegenfest. Du

hast es mit der edelsten That begonnen. Der Allmächtige sey mit dir!« —

Dann wandte sie sich zum Hopfenhändler: »Meister, gebt dem Knaben das Schwert, das ich für ihn bestimmt. Er soll es führen zum Schutz des Wehrlosen in jeder leidensvollen Lage. Er hat sich heute dieser Waffe werth gemacht, und darf sie keck und munter an seiner Seite tragen. Heinrich, trenne dich nie von diesem Schwerte; zur Zeit der Noth findest du einen Helfer im goldenen Griffe.« —

Die Verschleierte schwieg. Es herrschte auf's Neue eine tiefe Stille. Da ertönte die Aveglocke aus dem Kloster der Carmeliten. Der Meister, sein Sohn und die Haushälterin fielen auf die Kniee nieder.

Die Gestalt vom Oselberge aber breitete ihre Arme auseinander, und mit ihnen den schwarzen Schleier. Die dunkeln Augen in dem ehrwürdigen runzeligen Gesichte waren in die Höhe gerichtet; und die zitternden Lippen beteten:

„Maria, du Himmelskönigin,
Sey gegrüßet in frommandächtigem Sinn!
Deck deinen Mantel über uns her
In dieser Nacht zu Schutz und Wehr!
Bescher' uns Träume lieblich und süß
Vom himmlischen Gnadenparadies! —
Und wer die finstere Mitternacht
In Kummer und Herzeleid durchwacht,

Den labe du, göttliche Himmelsfrau,
Mit des Trostes erquickendem Morgenthau. —
Befiehl uns Alle deinem Sohn,
Dem gütigen Heiland auf Gottes Thron,
Und flehe für uns, daß wir nach der Zeit
Eingeh'n in die himmlische Ewigkeit! Amen." —

Und ehe die Glocke aus dem Kloster der Carmeliten verstummte — war die Klausnerin vom Oselberge aus der Stube des Meisters verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Ein wichtig Gespräch zwischen Vater und Sohn.

Tags darauf in der sechsten Stunde, als man in der Klosterkirche der Carmeliten zur Frühmesse läutete, stand der Meister Hopfenhändler, mit dem Andachtsbuche unter dem Arme, vor seinem Sohne, und sprach zu ihm: »Komm mit, lieber Heinrich! Wir wollen in der Kirche ein andächtiges Stündlein zubringen. Denn ich habe nach dem Frühgottesdienste mit dir ein Gespräch zu führen, worin uns

Beide der heilige Geist leiten wolle, um dessen Beistand wir nun in der Messe bitten und flehen werden.«

Heinrich, von Jugend auf gewohnt, dem Vater augenblicklich zu gehorchen, wandelte neben diesem stillschweigend und in sich gekehrt den Weg nach der Kirche. Meister Hölderle betete so andächtig und gerührt, daß man ihn Thränen vergießen sah; und nach der Kommunion des Priesters bewegte er sich langsam und demüthig zu den Stufen des Choraltares, um das heilige Abendmahl zu empfangen. —

Der Sohn aber dachte beim Nachhausegehen: »Was mag es seyn, das den Vater auf einmal in eine so tiefbewegte Stimmung versetzt?«

Er sollte es bald erfahren. Nachdem sie ihr einfaches Frühstück eingenommen, während welchem Kunigunde die ruhig sitzenden Männer mit großen Augen betrachtete, langte der Meister aus der tiefen Tasche seines schwarzsammtenen Wamses den großen Schlüssel, der sein Arbeitszimmer öffnete, und ging voran, die Hausflur hindurch, indem er mit zitternder Hand dem Sohne ein Zeichen gab, er möge ihm folgen.

Als sie in das einsame, gegen die Stadtmauer entlegene Gemach eingegangen waren, setzte sich der Vater, immer noch das größte Stillschweigen beob-

achtend, in seinen rothdamastenen, ziemlich abgenützten Sorgenstuhl; und seine ernste Miene zeigte, daß er sich einige Minuten lang auf eine hochwichtige Unterredung vorbereite. Heinrich ließ sich auf einen niederen Strohschemmel nieder, der zu den Füßen des Vaters stand, und erwartete in stiller Neugier, jedoch mit kindlicher Ruhe, was er in dieser einsamen Morgenstunde aus dem Munde des alten, erfahrenen und für seinen einzigen Sohn so sehr besorgten Vaters hören sollte.

Endlich löste Herr Hölderle das Stillschweigen, bot dem Sohne die Hand, und sprach, indem er zum Himmel blickte: »Alles zur größern Ehre Gottes und zu unserer künftigen Glückseligkeit!« Dann wandte er sich zu Heinrich, und fuhr zu reden fort: »Mein lieber, einziger Sohn! Du trittst heute in dein ein und zwanzigstes Lebensjahr ein. Mein väterlich Herz, das vielleicht bald nicht mehr schlagen wird, zittert heute vor Freude über das unbeschreibliche Glück, daß ich dir das Zeugniß geben kann, du habest bisher auf's pünktlichste das Gebot Gottes erfüllt: »Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl ergehe, und du lange lebest auf Erden.« —

Bei diesen Worten, die Meister Hölderle nicht ohne innere Rührung gesprochen, blickte der Sohn mit lächelndem Auge in das Angesicht des alten Vaters, und küßte mit kindlicher Inbrunst dessen zit-

ternde Hand. »Ich bin der glücklichste Sohn! rief er, indem Freudethränen über seine Wangen rollten. Und dieser Augenblick ist der glücklichste meines Lebens, weil ich nun versichert bin, mein lieber Vater, daß ich eure Zufriedenheit erlangt habe, nach deren Besitz von jeher meine Gedanken, Reden und Handlungen gestrebt. So wird auch der liebe Herr Gott im Himmel mit mir zufrieden seyn!« —

»Heinrich, fuhr Meister Hölderle zu reden fort, ja, du hast deinen alten Vater geehrt durch kindliche Ehrfurcht, durch willigen Gehorsam, durch aufrichtige Dankbarkeit. Und diese Verehrung ist vom Vater auch auf deine Mutter im Grabe übergegangen. Ach, daß sie jetzt zugegen seyn könnte, um dir in dieser feierlichen einsamen Morgenstunde das nämliche Zeugniß und ihren Segen geben zu dürfen. Doch sie sieht herab auf dich aus den seligen Wohnungen des ewigen Friedens, und ihr unsichtbarer Geist haucht aus den Worten deines alten Vaters. Ich habe dich, mein Sohn, zu einem rüstigen, brauchbaren Jungen herangebildet. Du verstehst den Hopfenhandel so gut, als der erste Meister in Franken und im Böhmerlande, und kannst im nächsten Augenblicke ohne Zuthun des Vaters das große Geschäft führen. Ich aber bin jetzt alt und mürbe, und seit einigen Wochen fühl' ich nur zu deutlich, daß ich mich mit dem Tode in vertrauten Umgang zu versetzen habe. Zudem habe ich mich genug geplagt in der Welt, um

dir eine angenehme Zukunft zu bereiten; und ehe ich in die stille Grube hinuntersteige, wo meine irdische Hülle ruhen wird bis zum jüngsten Tage, möchte ich mich so gerne von dem Frieden deines Hauswesens überzeugen. Wie würde ich mich freuen, wenn noch ein paar liebe Enkelein auf meinen Knieen spielten, wenn ein munterer Knabe von meinem Sohne mir den alten grauen Bart zerraufte, und auf meinen morschen Schenkeln hopp hopp reiten könnte. Und wie rührend wäre es für mich, wenn ein niedliches Mägdlein, von der alten Jungfer Kunigunde unterrichtet, auf den Armen einer christlichen Schwiegertochter das »Vater unser« gar andächtig betete. Es ist daran, mein Sohn, daß du mir diese letzte herzliche Freude machen sollst. Ich übergebe dir die Handelschaft. Suche dir eine treue Lebensgefährtin. Nennen sie dich nicht den schönen Heinrich von Dinkelsbühl? Beim Plunder, es wäre doch bengelhaft genug, wenn der schöne Heinrich mit den schönen Thalern seines Vaters nicht eine Jungfrau zur Gattin wählen dürfte, die seiner würdig wäre. Unsere freie Reichsstadt zählt viele der braven und edlen Mägdleins. 'Schau dich um, Heinrich — du brauchst auf nichts zu sehen, als auf gute Sitten und ein gutes Gemüth. Ist die Jungfrau, die du wählst, unbescholten und brav und christlich fromm und häuslich — so will ich ihr von Herzen gerne meinen Segen geben und sie mit größter Freude als meine liebe Schwiegertochter aufnehmen, wenn sie auch kei-

nen rothen Heller als Mitgift in dein Haus brächte. Ja, es ist mir fast lieber, du erkiesest dir eine aus dem niederen Bürgerstande, weil täglich die Erfahrung zeigt, daß solche Töchter weniger verzärtelt und besser zu künftigen Hausfrauen gebildet werden, als es bei Mädchen aus den Häusern der Reichen und Vornehmen in der Regel der Fall ist. Nun, wie? Könntest du etwa jetzt zu keiner Wahl schreiten? Besinne dich, Heinrich Hölderle! Frisch gewagt, junger Bürger der freien Reichsstadt Dinkelsbühl. Schau, schau! Wenn mich mein trüber Blick nicht täuscht — ich meine, es röthen sich deine Wangen, Junge! Du schlägst die Augen nieder! Aufgeschaut, Bursche; du brauchst nicht roth zu werden. Müßt' ich mich mein Lebtag schämen, wenn ich nicht glaubte, die Wahl meines Heinrichs ist seines guten Herzens würdig! Frisch heraus! Von der Brust weg! Habe Vertrauen zu deinem alten Vater, der dein bester Freund ist; der wird schon Alles recht machen! Nun, Bursche?«

Heinrich kniete zu den Füßen des alten Meisters nieder. Seine Augen waren feucht von Thränen; seine Hände erhoben sich bittend bis zum Herzen des Vaters; und seine Lippen flüsterten im süßen Seufzen: »Ihr kennt die schöne Bertha, die brave Tochter des ersten Rathsherrn der Reichsstadt Dinkelsbühl!«

Matthias Hölderle schien überrascht. Er schwieg und schüttelte den Kopf. Das Schweigen des alten

Vaters war dem liebenden Sohne ein Dolchstich in's Herz. Zerknirscht ließ er das Haupt sinken auf die Kniee des Meisters, und schluchzte in lauten Thränen. — »Hm! Hm! Ei! Ei! murmelte endlich der Hopfenhändler, indem er zugleich das Haupt des Sohnes mit beiden Händen in die Höhe hob: Die Tochter des stolzen Senators Hohentrab, des aufgeblasenen Narren, der jeden Bürger der freien Reichsstadt Dinkelsbühl, den Bürgermeister ausgenommen, mit Verachtung behandelt? Der kaum mit dem Kopfe vornehm nickt, wenn Einer seines Gleichen den Hut vor ihm abzieht? Ach, mein armer Sohn, du hast dich himmelhoch verstiegen! Freilich, was das Mädchen selbst anbetrifft, so hätte deine Wahl kein vortrefflicheres Wesen finden können. Bertha ist wirklich ein gutes, sittsames und bescheidenes Mädchen; sie hat das zarteste Herz, und die reinste Seele; sie ist wirthschaftlich und hat keinen Gran von dem Narrenstolze ihres Vaters; zudem ist sie schön gewachsen und äußerst lieblich von Angesicht; man nennt sie in körperlicher und geistiger Beziehung mit Recht die holde Lilie von Dinkelsbühl. Das Mädchen, ja das Mädchen möchte ich freilich am allerliebsten zur braven gefälligen Schwiegertochter haben.“

Hier schwieg Herr Meister Hölderle, und schien über die Sache nachdenken zu wollen. Heinrich in banger Erwartung kniete noch immer zu des Vaters

Füßen, und wollte so gerne aus den Zügen des bedächtigen alten Vaters Trost und Gewährung hoffen.

In immer ernsterem Tone aber fuhr der Hopfenhändler zu reden fort: »Nur der Rathsherr, mein Sohn, der hocherhabene Rathsherr, der sich besser dünkt, als die ganze andere ehrliche Welt — der wird die königliche Lilie in den einfachen Küchengarten eines schlichten Bürgers schwerlich verpflanzen wollen. Und, ach, was wäre das für ein Schlag für den alten Matthias, wenn er für seinen Sohn von dem stolzen und eitlen Hohentrab eine abschlägige Antwort bekäme! Heinrich, ich müßte vor Aerger eines plötzlichen Todes sterben. Oder wenn gar die böse Welt sich darein mischte mit ihrem Schreckensheer von Verläumdungen; wenn die alten Frau Basen in Dinkelsbühl einander in die Ohren raunten: Den reichen Hopfenhändler plagt auf einmal der Hochmuthsteufel; er will sich mit seinen Geldsäcken in eine vornehme Familie einkaufen — nein, mein armer Sohn, das geht nicht an! Nimm eine andere, nur diese nicht!«

Heinrich zerfloß in Thränen; allein der gehorsame Sohn wagte es nicht, ein einzig Wort gegen die Rede des Vaters einzuwenden; er küßte ehrerbietig dessen Hand, erhob sich von der Erde, und war daran, laut schluchzend sich zu entfernen. —

»Junge! rief der Vater ihm nach: Deine Thränen machen mich allzuweich; ich kann meinen einzi-

gen Sohn nicht also schluchzen hören. Komm her, und umarme mich; ich will einen sauern Gang wagen für deine Herzensruhe. Der stolze Senator möge bedenken, daß am Ende mein Geld so viel werth ist, als sein rathsherrlicher Titel. Mir fällt's noch eben bei zur rechten Zeit. Der Bürgermeister ist achtzig Jahre alt; gestern, sagt man, habe sich das Podagra, an dem er schon dreißig Jahre leidet, in den Körper zurückgeschlagen und der hochgelehrte Stadtchirurgus schüttelt seinen Kopf rechts und links, zum Zeichen, er gäbe für das Leben des alten Herrn kaum einen Silbergroschen. Der Hohentrab aber will Bürgermeister werden; und um viele Stimmen zu erhalten, braucht er mich und meine weitläufige Sippschaft und unser Geld dazu. Das wird er bedenken, der eitle Mann, und sich wohl besinnen, ehe er mir eine beleidigende Antwort gibt. Ist er dann Bürgermeister, kannst du auch Rathsherr werden, Heinrich! Bei meinem grauen Haar, ich habe dich zu keinem elenden Pfahlbürger herangezogen; du kannst auf dem Rathhause dein Urtheil über irgend eine Sache so gut und verständig abgeben, als der Webermeister Ducker, der sich so hoch gescheidt dünkt, und gewiß nicht schlechter, als der Waffenschmied, der alte Kaspar, dessen Ansichten und Urtheile nicht selten so grob sind, wie seine Hammerschläge. Heinrich, in Gottes Namen! Ich will den Gang machen! Die Welt mag denken, was sie will, wenn der Vater für den Sohn zu freien geht. Ich

habe darüber meine eigenen Grundsätze, und ich bin überzeugt, daß es vernünftiger, edler und sittiger ist, wenn der Vater dem Sohne eine treue, schlichte und brave Lebensgefährtin entgegenführt, vorausgesetzt, daß Letzterer eine Neigung für sie im Herzen verspürt, ich sage, daß es vernünftiger, edler und sittiger ist, als wenn der unerfahrene Sohn auf den verbotenen Wegen der Sinnlichkeit und Leidenschaft zum Ziele seiner Herzenswünsche gelangen will. Auch in dieser Beziehung hat mein Heinrich den Grundsätzen seines alten Vaters gehorcht — und der liebe Gott wird ihn künftighin reichlich segnen mit einem glücklichen, zufriedenen Hauswesen, mit einem braven Weibe und folgsamen Kindern. — Was aber den hochmüthigen Rathsherrn betrifft, nun, nun — zur Thüre wird er mich eben nicht gleich hinauswerfen; eine Anfrage in aller Artigkeit ist sogar dem Bettler auf der Landstraße erlaubt — und der alte Hölderle ist fürwahr doch kein Bettler. Heinrich, jetzt verschließe dich in dein Kämmerlein; und während dein Vater und bester Freund für dich zu freien geht, bete auf deinen Knien recht inbrünstig zum Allmächtigen, zum liebevollsten Geber alles Guten, er wolle Meister Hölderle's Worte segnen, das Herz des Rathsherrn erweichen, und dir bescheeren, was zu deinem irdischen und ewigen Heile gereicht. Amen.«

Der alte Hopfenhändler umarmte seinen Sohn, und ließ auf dessen Wangen ein Paar große Thrä-

nen aus den freundlich blickenden Augen fallen. Heinrich konnte nicht Worte finden, mit denen er seine Dankbarkeit gegen den liebevollen, besorgten Vater hätte ausdrücken wollen. Er küßte mehrmal dessen zitternde Hände, bis endlich der Alte sich losmachte, und den Sohn mit den Empfindungen und Gefühlen der Rührung, des Dankes, der Freude und süßen Hoffnung allein ließ.

Die Haushälterin Kunigunde wußte nicht, was sie zu den sonderbaren Geberden des Herrn Matthias Hölderle denken und sagen sollte, als er mit ungewöhnlicher Eile in die Wohnstube trat; und von ihr stracks den Sonntagsstaat verlangte. »Aber was wollt ihr denn beginnen? fragte sie nicht ohne Besorgniß, das Alter möchte den Hopfenhändler fast schon kindisch gemacht haben: Wißt ihr, mein Herr, daß heute Mittwochen ist. Jedermann, der euch hinwackeln sieht durch die Gassen der freien Reichsstadt Dinkelsbühl, wird euch verlachen und schreien: Seht, seht, der alte Hölderle ist ein Geck geworden. Um Gotteswillen, Herr Matthias Hölderle, sagt, was wollt ihr denn?«

»Frage ein ander Mal, zudringliche Maultasche! rief der Meister im besten Humor, und setzte ernsthafter hinzu: Kunigunde, ich kann dir jetzt noch nicht sagen, was ich im Sinne führe. Allein, wenn mein Gang gesegnet wird vom lieben Herr Gott, und ich

munter und fröhlich, wie ein zwanzigjähriger Bursche, zurückkomme — dann sollst du Alles wissen. Ja, ich werde dir dann meine Freude haarklein erzählen, weil ich überzeugt bin, daß kein Herold des Kaisers mein Familienglück kräftiger und schneller in der freien Reichsstadt verkünden könnte, als die geläufigen Lippen der alten Jungfer Kunigunde es zu thun vermögen. Fort jetzt, fort! Mein schönstes Wams, sag' ich dir! Die goldenen Schnallen nicht vergessen! Das schwarzsammtene Baret mit der edelsten Straußfeder! Bei meinen alten Thalern, die Feder hat mich eine Hand voll Dukaten gekostet! Den schweren Ring mit den großen Demanten schaffe mir auch herbei! Der alte Hölderle muß heute zeigen, daß er kein Bettler ist. Die Buben sollen mich auslachen, was thut's? Ich will einmal eitel seyn und stolz — der liebe Gott wird mir diese Sünde verzeihen. Nun, was stehst du immer noch da, und starrst mich an, du Brilleneule? Herr und Heiland, jetzt schlägt sie gar die Hände über dem Kopf zusammen! Willst du gehen — oder soll ich mein spanisch Rohr. . .«

Mit diesen Worten rannte er gegen die Wanduhr, an deren alterthümlichem, eichenem Kasten sein silberbeschlagener Spazierstock lehnte, und machte unter lautem Gelächter Miene, als ob er seinen Worten und Befehlen auf eine handgreifliche Art Gewicht verschaffen wolle. Dieß wirkte bei der alten Kuni-

gunde, daß sie die Stube verließ, und nach wenigen Minuten mit einem großen Pack von Sonntagskleidern zurückkehrte.

Ehe eine Viertelstunde verfloß, stand der Meister aufgeputzt da, als ob er seine goldene Hochzeit feierte, und war seine Frau Liebste leider doch schon lange vermodert. Die Eilfertigkeit, mit der er sich angekleidet, hatte auf seine runzeligen Wangen ein sanftes Roth gestreut, das seinem ehrwürdigen Gesicht eine angenehme und anziehende Freundlichkeit verlieh. Er konnte sich nicht enthalten, den Spiegel zu Rathe zu ziehen, ob auch das sammtene Baret in gehöriger Ordnung den kahlen Theil seines Hauptes bedecke. Und als er Alles richtig befand, nahm er den silberbeknopften Stock, bekreuzte sich in andächtiger Weise, und verließ das Haus mit dem frommen Spruche: »Alles zur größern Ehre Gottes und zu unserer künftigen Glückseligkeit.« —

Sechstes Kapitel.

Der saure Gang.

Herr Hohentrab, der hochwohlweise, stolze und aufgeblasene Senator der freien Reichsstadt Dinkelsbühl, saß in seinem Hause einsam und zurückgezogen unter dem hohen Fensterbogen eines Gemaches, das die freie Aussicht auf den Hauptplatz der Stadt eröffnete. Er hielt die Stirne in der rechten Hand; mit der linken durchblätterte er die vielen Mahnbriefe und Pfandscheine, in denen er leider nie als Gläubiger, sondern immer als Schuldner bezeichnet war, und die er nun in der kürzesten Frist durch Rückzahlung großer Geldsummen tilgen sollte.

Nach einer Weile erhob er das Haupt, trocknete mit einem seidenen Tuche, das er dem reichen Kaufmann Hans Wecker sammt vielen andern Artikeln auch noch schuldete, den Angstschweiß von der Stirn, wollte sich zugleich damit die Falten peinlicher Verlegenheit aus dem Gesichte reiben; und begann ein Selbstgespräch folgenden Inhaltes: »Da sitzt der vornehme und hohe Rathsherr Thoms Hohentrab, vor

dem die ganze Stadt Dinkelsbühl sich verneigt, und weiß sich nicht zu rathen und nicht zu helfen. Was hab' ich nun von dem feinen Rathstitel? Was nützt mich der unterthänige Respect, den die Leute mir bezeigen? Meine Kasse ist leer! Und muß ich nun die Schulden heimbezahlen, bleibt kein Stein von meinem großen Hause mein Eigenthum. Der alte, gichtbrüchige Bürgermeister drückt bald die Augen zu. Ich hätte die süßeste Aussicht in sein Amt einzutreten. Allein die Stimmen der freien Reichsbürger wollen mit Gold gekauft seyn. Und in meinem Hause ist leider Alles eher zu finden, als dieses edelste der Metalle. Was fang' ich nun an? Ich bin ein unglückseliger Mann! Es ist die höchste Zeit, daß ich Alles versuche, mein Ansehen nicht zum Falle kommen zu lassen. Wenn mir jetzt ein Mann Geld anböte, ein Mann selbst aus dem Haufen der gemeinen Bürger — bei meiner Rathsherrnstelle schwör' ich's, ich würde ihm Gelegenheit verschaffen, sich in die hohe Rathsstube einzunisten; ja das Aeußerste würd' ich thun; der Sohn eines solchen Mannes dürfte sich meine Bertha, mein holdseliges Töchterlein, die schöne Lilie von Dinkelsbühl, zur Hausfrau wählen. Wie? was hab' ich gesagt? Nein, das geschähe mir ewig nie! Mein Geschlecht, mein hohes, edles Geschlecht, die Familie der Hohentrabe so herabzuwürdigen — einfältiger Senator von Dinkelsbühl, zu welchem Unsinn könnte dich der Tiefsinn hinreissen? Nein, und würde mir so ein reicher ge-

meiner Bürger so viel Gold in's Haus bringen, als ich in meinem großen Rathsherrnmantel zu wägen beliebe, und spräche zu mir: »Das ist dein — gieb mir die Lilie!« — bei dem Wappen der freien Reichsstadt Dinkelsbühl, ich müßte den verwegenen Mann im höchsten Zorn zum Hause hinauswerfen, wenn ich nicht gar es für besser hielte, ihn einsperren zu lassen in das Stadtgefängniß, damit er binnen drei Tagen seinen Hochmuth abkühle im dumpfigen Kerkerloche. Die Lilie blüht nur reizend schön neben einer stolzen Tulpe. Bertha muß die Hausfrau eines Rathsherrnsohnes werden, ob dieser auch so wenig Eigenthum besäße, als es bei dem Senator Hohentrab . . . «

Dabei blickte der hochmüthige Mann gerade durch das Fenster auf die Straße hinab, und sah den alten Hopfenhändler Matthias Hölderle über den Hauptplatz eilen. Der Meister Hopfenhändler galt in der Stadt und auf dem Lande für den reichsten Bürger von Dinkelsbühl — und der Rathsherr verfiel bei dem Anblicke dieses Mannes auf's Neue in einen Abgrund von schwermüthigen Gedanken. »Eigentlich, dachte er ziemlich laut, ist der Hölderle doch am besten dran. Und hat er auch keinen Rathstitel und kein sonderliches Ansehen in der Stadt, so hat er auch weniger Verdruß und Plage, und — was die Hauptsache ist, so viel Gold und Silber, daß er über die Rathsherren von Dinkelsbühl lächeln kann,

was er auch wirklich thut, und ich zu bemerken zu meinem größten Aerger schon oft Gelegenheit hatte. — Schau, schau, der alte Goldkäfer lauft auf mein Haus zu. Es wird ihn doch in den sechsziger Jahren etwa nicht der Schwindel anwandeln, dem Rathsherrn Hohentrab eine Reverenz zu machen und mit seinem Gelde aufzuwarten? Ach, wenn er es thäte! — Was ist ihm jetzt? Er bleibt mit einem Male stehen, als ob er sich auf etwas zu besinnen habe. Nun will er gar umkehren. Das soll er nicht thun, Meister Hölderle! Wenn er wüßte, was der Hohentrab für eine Gewalt im Rathe hat, er würde sein Geld nicht sparen. Ha, er klatscht in die Hände — und hat es über sich gewonnen. Das muß ein schwerer Kampf gewesen seyn. Ja, ja, die reichen Goldmäkler wollen keinem Menschen ein gut Wörtlein geben. Wahrhaftig, mein Haus ist das Ziel seiner zweifelvollen Wanderung. Da unten steht er schon vor der großen Pforte. Geschwinde in den Schrank mit den schlimmen Pfandscheinen und Mahnbriefen. Der alte Hölderle soll sie nicht zu Gesicht bekommen, bis daß er demüthig geneigt ist, sie auszulösen. Still, still, ich höre schon menschliche Fußtritte auf der Treppe! Still, Herr Hohentrab, nehmt euch zusammen, und zeigt euch vor dem reichen Wurm in dem Ansehen, wie ihr es auf dem Rathhause der freien Reichsstadt Dinkelsbühl genießet!«

Mit diesen Worten wandte der stolze Rathsherr

das Gesicht dem Fenster zu, pfiff halblaut die Melodie eines Dinkelsbühler Volksliedes, und trommelte dazu mit den Fingern an den bemalten Fensterscheiben. Ein Stadtdiener, der zugleich die Dienste in Herrn Hohentrabs Haus versah, trat herein, verneigte sich bis zum Boden, und meldete, daß der alte Hopfenhändler Matthias Hölderle vor der Thüre stehe, und in ergebenster Weise um gnädigen Einlaß bitte.

Der stolze Rathsherr ließ den Diener lange stehen, ohne zu antworten. Diesem mußte eine solche Manier des vornehmen Senators schon mehrmal vorgekommen seyn; denn er wartete in aller Ruhe auf eine Erwiederung, und spielte, bis diese zu Stande käme, mit dem falschen Goldflitter an seinem Barete. Endlich nickte der Rathsherr; der Diener öffnete die Thüre, ließ den alten Meister hereintreten, und verschwand aus dem Gemach mit einem mitleidsvollen Blick auf den Hopfenhändler, als wollte er ihm sagen: »Geduld, Meister! Du wirst eine Viertelstunde voll Demüthigung und Unterwürfigkeit erleben müssen.«

Meister Hölderle stand schon eine lange Weile an der Thüre, und erwartete, der Rathsherr werde sich umwenden, und ihn begrüßen, wie es ein alter freier Bürger der Reichsstadt Dinkelsbühl verdiene. Allein der Hohentrab pfiff und trommelte in Einem

fort, ohne den Mann, der angemeldet worden und eingetreten, eines Blickes zu würdigen.

»Da sollt ich gleich wieder abziehen; murmelte Herr Matthias, und seine Wangen rötheten sich vor Aerger: Ja, ja, da sollt' ich abziehen, und den stolzen Narren stehen lassen. Allein was thut man nicht den Kindern zu lieb! Mein Heinrich, der dumme Junge, würde sich zu Tode grämen. Sey's darum, ich bleibe; und will meine Geduld und mein gut Herz zusammen nehmen.»

Ueber dem ziemlich lauten Murren trat er ein paar Schritte tiefer in's Gemach hinein, verneigte sich und redete mit vernehmlicher Stimme gegen das Fenster: »Hochwohlweiser Herr Senator!«

Es erfolgte keine Antwort. Der Hohentrab pfiff und trommelte, wie zuvor. Herr Hölderle ging wieder zwei Schritte vorwärts: »Hochwohlweiser Herr Senator, ich bin der gemeine freie Bürger und Hopfenhändler Matthias Hölderle von Dinkelsbühl.«

Wieder keine Antwort. Da verlor der Meister all seine Geduld und sein gut Herz. Er machte rechts um und eilte der Thüre zu, indem er rief: »Nein, das ist zu arg! Heinrich, du dummer Junge, das kannst du nicht verlangen, daß dein guter Vater

in seinen alten Tagen sich so schändlich peinigen lasse. Was scheer' ich mich um die Rathsherren von Dinkelsbühl, wenn sie zu stolz sind, einen ehrlichen, braven und reichen Bürger zu grüßen. Ich melde, daß ich da gewesen, Herr Hohentrab!«

Und mit diesen Worten wollte der Hopfenhändler durch die geöffnete Thüre eben davon eilen. Da wandte sich stolz und steif der Hohentrab zu ihm, und sprach langsam und gemessen ein kurzes, strenges: »Halt!«

Das brachte den aufgeregten Matthias auf einmal wieder in die Stellung eines ergebenen, demüthigen Bürgers zurück. Er stand wie festgemauert an der Thüre, das Baret mit der Straußfeder in den zitternden Händen haltend.

Der Rathsherr blickte vornehm auf den Meister nieder, und fragte endlich: »Was will der gemeine freie Bürger und Hopfenhändler Matthias Hölderle von dem hochweisen Herrn Senator Thoms Hohentrab von Dinkelsbühl?«

Der Meister trat vor den Rathsherrn. Das ganze freie und ungezwungene Benehmen, dessen er sich auf einmal bemächtiget, gab deutlich zu erkennen, er habe sich entschlossen, von der Brust weg zu reden. »Herr Senator, fing er an, ich bin von jeher gewohnt, in

Worten mich kurz zu fassen, wie in der That; darum hat auch immerhin Jedermann mit dem alten Hölderle in einen Handel sich eingelassen; denn der Handel ist beiderseits gut abgelaufen. Herr Senator, ich habe einen Sohn — sie nennen ihn den schönen Heinrich; es ist wahr, der Junge ist schmuck und freundlich; allein er verdient den Namen „schön" nur darum, weil er, mit herzlicher Freude, mit väterlichem Stolze darf ich es sagen, weil er schön ist an Gemüth und Geist. Und diese Schönheit geht über Geld und Gut, und weit über alle Schönheit eines schmucken Körpers. Herr Senator, ihr habt eine liebliche Tochter! Wer kennt nicht die schöne Lilie von Dinkelsbühl? Ja, sie ist eine Lilie der Seele nach! Herr, eure Tochter hat mich schon oft zu Thränen gerührt, wenn ich sie beten sah in der Kirche. Dieß schöne reine Auge voll wahrer Andacht! Dieß Händefalten voll Kindlichkeit und Inbrunst! Bei Gott und allen Heiligen, die gute, liebenswürdige Bertha ist eines Mannes würdig, der die Unschuld und Tugend in ihren schönsten Vorzügen zu schätzen weiß.«

Hier hielt Matthias Hölderle in der Rede inne, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne, denn er hatte mit Nachdruck und Begeisterung gesprochen. Dann blickte er zum Himmel, und betete halblaut: »Herr Gott, segne meine Worte, und lasse sie eine freundliche Aufnahme finden!«

Und mit weicher rührender Stimme gestand er den Zweck seines Besuches, indem er sprach: »Hochwohlweiser Herr Senator! Ihr seht mich vor euch als einen aufrichtigen, ehrlichen, deutschen und reichen Freiersmann! Hochwohlweiser Herr Senator! Ich habe beschlossen, mein ganzes Anwesen mit dem ausgebreiteten Hopfenhandel und mit meinen Thalern und Dukaten meinem lieben Sohn Heinrich zu übergeben. Hochwohlweiser Herr Senator! Ich handle gerade, wie ein rechtschaffener Vater, der zugleich seines Sohnes bester Freund ist, handeln muß; ich bitte für meinen Sohn Heinrich um die Hand der liebenswürdigen Jungfer Bertha, der schönen Lilie von Dinkelsbühl.« —

Den Rathsherrn durchzuckte es in diesem Augenblicke, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. Er wollte zerbersten vor heimlichem Aerger, der genährt wurde von seinem stolzen und übermüthigen Wahne, es sey von einem gemeinen Hopfenhändler eine abscheuliche Vermessenheit, um die schönste Tochter des vornehmsten Rathsherrn der Stadt zu werben. Sein heimlicher Aerger wäre auch ohne Zweifel in thätlichen Zorn übergegangen, wenn nicht in dem Augenblicke, da er dem ehrlichen Meister die Thüre weisen wollte, vor seinem Gedächtnisse die unzähligen Gold- und Silbermünzen des reichen Hopfenhändlers sich gezeigt hätten. Nun aber der Gedanke: Mit dem Gelde des zukünftigen Schwiegersohnes kann der Senator Ho-

hentrab seine Schulden zahlen und sich obendrein zum Bürgermeister machen — dieser Gedanke hielt den aufgeblasenen Mann im Geleise, so zwar, daß er dem alten Freiersmann nicht nur keine Unarten zufügte, sondern demselben sogar zunickte, er möge Baret und Stock bei Seite legen, und auf einem rothsammtnen Stuhle sich niederlassen. —

Hierauf entgegnete er dem Meister Matthias, indem er langsam die Achseln hob, und sie noch langsamer niederließ: »Hat er auch bedacht, Meister, was Großes er gewagt, in einer Angelegenheit, die den hohen Adel des ganzen Hohentrabischen Geschlechtes betrifft, mein Haus zu betreten? Ich kann ihm kund und zu wissen thun, daß ich mich heute in besonders guter Laune befinde, dieweil ich seinen, meinen hohen Adel entehrenden Antrag mit heldenmüthiger und bewunderungswürdiger Ruhe angehört!«

Meister Hölderle erhob sich augenblicklich vom Stuhle, nahm Baret und Stock zur Hand, verneigte sich in sichtlichem Aerger über die Beleidigung, die er aufs Neue von dem hochtrabenden Rathsherrn erdulden mußte, und rief mit starker Stimme: »Nein, Herr! entehren wollte ich euer Haus nicht, so wahr mein Haus kein unehrliches genannt werden kann! Ich bin ein freier Bürger von Dinkelsbühl, wie ihr selbst; und daß ich nicht im hohen Rathe sitze, ist allein nur der Umstand schuld, weil ich keinen Hel-

ler von meinem großen Reichthum zu einer Handlung verwenden will, die in eitler Weise gethan zu haben ich auf dem Sterbebette bereuen müßte. Ich habe abermal zu melden, daß ich da gewesen, Herr Hohentrab!«

»Halt!« rief der Rathsherr — und der Meister stand stille. — »Man wolle sich setzen! fuhr der Hohentrab zu reden fort: Man hat sich nicht gleich so verdrüßlich zu zeigen! Man wolle von neuem bedenken, in welchem Hause man sich hat anmelden lassen. Man wolle noch mehr bedenken, neben wem man gegenwärtig zu stehen gekommen sey! Meister Matthias Hölderle, er hätte sich dießmal durch sein voreiliges Wesen fast um die hohe Ehre und das auserlesene Vergnügen gebracht, von dem ersten Rathsherrn der Stadt ein Wort zu vernehmen, das für sein gemeines Haus von außerordentlicher Wichtigkeit seyn muß. So setz' er seine Füße in Stillstand, und halt' er ruhig sein Maul, um in Ergebenheit anzuhören, was ich ihm zu sagen habe. Meine Klugheit nämlich hat in wenigen Augenblicken durchgedacht, daß die reine und schöne Lilie mit dem reichen und bittern Hopfen sich allerdings verbinden dürfte, wenn zuvor auf irgend eine annehmbare Weise dem altadelichen Geschlechte der Hohentrabe und vor allem meiner eigenen Ehre genug gethan würde. Wie aber dieß bewerkstelliget werde, weiß ich vorderhand noch nicht zu sagen und beliebe dessentwegen eine Bedenkzeit von acht Tagen anzuberaumen.«

„Der Meister schüttelte den Kopf, und fragte ganz ergeben: »Herr Senator, was wollt ihr denn unter dieser eurer Rede verstanden wissen?«

»Einfältiges Volk! fuhr der Rathsherr in die Höhe: Es ist ein gräßlich Schicksal, daß man dem gemeinen Bürger den tiefen Sinn räthselhafter Worte auf die indelicateste Weise verdollmetschen muß. Meine Rede aber bedeutet so viel, als: Die eheliche Verbindung zwischen der schönen Lilie und dem bitteren Hopfen kann geschehen, wenn zur Genugthuung für das edle Geschlecht der Hohentrabe der gegenwärtige erste Rathsherr Thoms aus demselben edlen Geschlechte bei den nothwendig werdenden Einleitungen und Vorkömmnissen aus dem Spiel gelassen werden thäte; und wenn endlich in das Ahnenbuch eingeschrieben würde, daß der Thoms Hohentrab, der Vater der schönen Lilie, auf keine Weise zu dieser ehelichen Verbindung verhülflich gewesen zu seyn haben wollen.«

Diese unsinnige Verschwendung von Worten hatte den Rathsherrn so angestrengt, daß er schwer aufathmete, und mit dem seidenen Tuche sich den Schweiß von der Stirne fächelte. Dabei steckte er den Kopf noch hochmüthiger in die Höhe, im Bewußtsein, wie bündig, auserlesen und wunderschön er seine Rede durchgeführt habe.

Matthias Hölderle verneigte sich, und entgegnete nach kurzer Weile: »Herr Senator der freien Reichsstadt Dinkelsbühl, da weiß ich den besten Rath! Laßt die brave Jungfer Bertha kommen und sie selbst wählen. Dann ist der gedrängte Vater aus der Schlinge.«

Die Geberden des Rathsherrn zeigten offenbar, wie froh er selbst sey, daß auf diese Weise die Bedenkzeit von acht Tagen so schnell zu Ende ginge. »Es ist zwar unverschämt, sagte er, daß dieser gute Einfall in dem Kopfe eines gemeinen Bürgers zuerst gewachsen. Allein, wie gesagt, ich bin heute entsetzlich guter Laune!«

Und mit diesen Worten zog er an einer Klingel. Der Stadtdiener zeigte sich ehrerbietig an der Thüre. »Die schöne Lilie soll erscheinen!« rief der Rathsherr dem Diener zu. —

Der Hopfenhändler stand in der gespanntesten Erwartung, das schwarzsammtne Baret in der Hand, und betete in der Stille: »Nun, Herr und Gott von Ewigkeit, segne meine Worte, wie du gesegnet die Worte jenes Knechtes, der für den Sohn Abrahams eine Lebensgefährtin geholt aus fremdem Lande!«

Eine tiefe Stille herrschte in dem Gemache des vornehmen Rathsherrn von Dinkelsbühl. Feierlicher

konnte ein solcher Augenblick in keiner Kirche vorkommen.

Endlich wurde die Thüre geöffnet — und die sittsame, bescheidene, lieblich schöne und liebenswürdige Jungfer Bertha trat herein. Sie eilte auf den Rathsherrn zu, und küßte ihm kindlich ehrfurchtsvoll die Hand zum Morgengruße. Das freundliche Mägdlein im einfachen Hauskleide, mit den blonden Locken, mit den gesunden blühenden Wangen, mit den unschuldvollen blauen Augen, aus denen die Vorzüge der reinsten Seele leuchteten, bezauberten fast den alten Matthias Hölderle, als die Jungfer ihm einen leichten Gruß zunickte. Er gestand es sich in der Stille, daß er sich in seinem Leben nie so albern benommen habe, wie es in diesem Augenblicke geschehe. Er wollte gleich mit seinem Antrage herausplatzen. Der Rathsherr aber befahl ihm mit einem vornehmen Winke, daß die Bewerbung in bester Form und mit gehöriger Einleitung vor sich zu gehen habe. —

Darauf trat der Hopfenhändler vor die Jungfer Bertha, verneigte sich sehr tief, und fing folgender Massen an: »Ich bin der alte Hopfenhändler Matthias Hölderle, ein freier, rechtschaffener, ehrlicher und reicher Bürger der Stadt Dinkelsbühl; und schmeichle mir, daß ihr mich bereits kennen werdet, ehrenwerthe und sittsame Jungfer Bertha! Nicht wahr?«

Das Mägdlein erwiederte mit einem freundlich lächelnden: »Ja!«

Der Meister trat einen Schritt näher, und fuhr leiser zu reden fort: »Ich habe einen Sohn. Die Leute schelten ihn den schönen Heinrich von Dinkelsbühl. Ob er schön oder nicht — das gehört nicht zur Sache. Aber daß er brav und edel und rechtschaffen, daß er einen gesunden Verstand und ehrenfeste Sitten besitzt, daß er endlich mit diesen guten Eigenschaften ein Vermögen verbindet, womit er seine zukünftige Ehehälfte und Familie ehrlich und redlich zu ernähren im Stande ist — das kann ich, sein alter Vater, vor Gott und den Menschen bezeugen. Nun, liebwertheste Jungfer Bertha, ihr kennt doch auch den biedern Jungen, den schönen Heinrich von Dinkelsbühl?«

Ueber Bertha's Wangen flog die sanfteste Rosenröthe; die blonden Wimpern bedeckten das edle Blau der großen Augen. Und das Mägdlein erwiederte mit einem zitternden: »Ja!«

Meister Hölderle trat noch einen Schritt näher; Thränen glänzten in seinen Augen. Er nahm die Hand des Mägdleins, und küßte sie. Dann sprach er zum dritten Male: »Sittsame, liebenswürdige Jungfer Bertha, ich alter Mann stehe vor euch, um in deutscher Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Kürze um eure Hand zu werben für meinen Sohn Heinrich.«

Das Rosenroth auf den Wangen der holden Jungfrau verwandelte sich in eine Lilienblässe; das feuchte Auge sandte einen zartbewegten Blick in das ehrliche Antlitz des Meisters; dann suchte es den Ausdruck in den Zügen des Rathsherrn zu erspähen. Und als diese der Tochter freundlich begegneten, lispelten ihre hochrothen Lippen mit unaussprechlicher Kindlichkeit: »Mein Vater?«

„Du hast, meine Tochter, entgegnete der Rathsherr, du hast deinen eigenen freien Willen, deine Gesinnung und die Neigung deines Herzens auszusprechen!« —

Der Meister, das Baret in der Hand, mit einem jugendlichen Feuer, als ob er für seine eigene Sache spräche, fragte die Jungfrau: „Liebwerthe, schöne Lilie, wollt ihr die brave, biedere und treue Hausfrau meines Heinrichs werden?«

Bertha zerfloß in Thränen; aus den Thränen aber schimmerte das freundlichste Lächeln, wie der erste Strahl der Morgensonne im blüthenreichen Mai hervorblickt aus der grauen Dämmerung der Nebelwolken. Und sie entgegnete dem Meister mit einem süßen, holden und sittsamen: „Ja!« —

Wer möchte die Freude des alten Hölderle beschreiben? Er faltete die Hände, und rief mit lau-

ter Stimme: »Gott sey's gedankt! Nun will ich gerne sterben, da ich diesen schweren Gang so unaussprechlich glücklich vollendet habe! Nun ihr grauen Haare auf meinem alten Kopfe, und ihr wackelnden morschen Füße und ihr zitternden Hände, geht munter und fröhlich ein zur ewigen Ruhe. Und du, mein Herz, magst in jeder Minute stille stehen. Ich habe das Beste, ich habe Alles gethan! Ich habe meinem geliebten Sohn die edelste Hausfrau zugeführet. Allmächtiger Gott, dir sey's tausendmal gedankt; und du seiest hochgepriesen in alle Ewigkeit! Amen.« —

Dann griff er eilends nach seinem Stocke. »Der arme Junge, sagte er, kniet in seinem Kämmerlein, und betet zum lieben Gott, bis ich heimkomme. Es wäre eine Sünde, wenn ich ihn noch länger wollte warten lassen. Er soll alsbald sein Glück aus dem Munde seines Vaters vernehmen. Ich muß, ich muß zu ihm! Verzeiht mir die Eile, hochwohlweiser Herr Senator! Verzeiht mir mein Ungestümm, liebenswürdige Jungfer Lilie! Warte, warte, Junge, das sollst du deinem alten Vater danken dein ganzes Leben lang. Ich fürchte nur, der Bursche wird mir gar krank vor lauter Freude! — Zuerst soll er mir in die Kirche laufen, und Gott danken! Und dann, dann — hieher, hieher, wo ich mit Vaterliebe und vielem Schweiß ihm den Weg bereitet. O des alten Schwätzers! Daß ich immer noch nicht die Thüre gefunden! Jetzt sey es, ich eile! Gottes Segen über euch, wohlweiser

Herr Senator! Die heilige Jungfrau Maria schütze die Lilie von Dinkelsbühl!« —

Unter diesen Herzensergüssen hatte er sich oftmal verneigt, und war endlich, er wußte nicht wie? zur Thüre hinausgekommen. Von der Treppe herauf noch hörte man die Freudenworte des Meisters: »Ich komme schon, ungeduldiger Junge, ich komme! Bleibe nur hübsch knieen in deinem Kämmerlein, und bete fleißig!« —

Und als er über die Straße eilte mit so leichten Füßen, als hätte er sie von einem jungen Hirsch entlehnt, und die Leute grüßten ihn, so lachte er gar freundlich, schwatzte manches Wort heraus und meinte, er habe sie entgegen gegrüßt. Viele aber blieben stehen, und schauten dem Alten kopfschüttelnd nach, und dachten gar, sein Gehirn müsse sich nicht im gesunden Zustande befinden, weil sie den Sinn seiner Rede nicht verstanden. Denn was er sprach, waren die Worte: »Glück über den Hopfen und die Lilie!«

Siebentes Kapitel.

Das Freudenmahl.

Am frühesten Anbruch jenes Tages, an dessen freundlichem Abend die reine Lilie mit dem jungen Hopfen verlobt werden sollte — eilte Heinrich, der brave Sohn des alten Meisters Hölderle, aus der Stadt, und schlug den Fußpfad ein nach dem Oselberge. »Ich muß, dachte er bei sich, die ehrwürdige Schwester Nothburga, die mir schon so viel Gutes gethan in meinem Leben, von meinem süßen Glück in Kenntniß setzen, und sie zur Verlobung einladen, auf daß sie uns segne.«

Als er die Stelle des Berges erreicht hatte, an der die große Eiche in die Höhe ragte, blieb er stehen, und betrachtete den freundlichen Morgen. Sein Herz wurde von heiliger Andacht erfüllt; er trat eine Weile darauf seitwärts in die kleine Kapelle, kniete nieder, und betete mit lauter Stimme das Morgenlied:

„Ich hebe meinen Blick zu Gott
Im frühen schönen Morgenroth,
Um seine Huld zu preisen;
Und dank' ihm froh mit Herz und Mund,
Daß ich darf jetzt und jede Stund
Ihn meinen Vater heißen."

„Er hat mich auch in dieser Nacht
Mit seinem heil'gen Schutz bewacht;
Er wird stets für mich sorgen.
Im festen Glauben leb' ich neu,
Daß der Allmächt'ge bei mir sey
Vom Abend bis zum Morgen."

„So fang ich denn das Tagwerk an,
— Und wandle muthig meine Bahn,
Die mir sein Wink beschrieben.
Nimm gnädig, Gott, den Vorsatz auf,
Den ich gefaßt, im Pilgerlauf
Dich allzeit fromm zu lieben!"

„In deinem Segen liegt mein Glück!
O sey, Gott, jeden Augenblick
Mit deinem schwachen Kinde!
Und leite mich treuväterlich
Zu dir hinan, und wahre mich
Fortan vor jeder Sünde!"

„Dann seh ich, wenn mein Auge bricht,
Dereinst dein höchstes Morgenlicht,
Das nimmer wird vergehen;
Und kann dir mit der Engelschaar
An deinem ewigen Altar
Lobsingen in den Höhen!"

„Zu Ende des Liedes entstand ein leises Geräusch unter den Gebüschen in der Nähe der Kapelle, und als Heinrich sich umwandte, erblickte er unter dem Portale der prunklosen Andachtsstätte die ehrwürdige Schwester Nothburga, auf ihre Krücken gestützt.

„»Der liebe Gott möge dir den frommen Sinn bewahren, wie er aus dem Liede hervorleuchtet, das du in meinem stillen Heiligthum gebetet, guter Junge!«" So sprach die Alte vom schwarzen Schleier, und begrüßte den frühen Gast mit einem Lächeln, das diesem, ob es auch aus den runzeligen Zügen gar seltsam herausblickte, doch so angenehm und lieblich erschien, als wenn es von den Lippen einer sorgsamen, liebevollen Mutter ihm zugekommen wäre. Dann fügte sie die Frage bei: »Was führt meinen wackern Heinrich so frühe zu der uralten Klausnerin?«"

„Dem Sohne des Hopfenhändlers von Dinkelsbühl war diese Frage sehr willkommen. Und er hatte sogleich die Antwort bereit, die also lautete: „Ein Freudenfest kehret ein in der Behausung des freien Bürgers Matthias Hölderle. Und ich bin der Junge, der sich am meisten freuen darf. O, ich weiß gewiß, daß ihr herzlich Antheil nehmt an meinem Glücke, ehrwürdige Schwester!«

„»Was soll es seyn? Sage mir, Knabe!« fragte die Klausnerin, streckte ihre zitternde Hand aus dem Schleier hervor, und legte sie auf Heinrich's Stirne,

Und dieser erwiederte sittsam und aufrichtig: „Der alte Hölderle will die häuslichen Sorgen von sich wälzen, und seinem Sohne die Wirthschaft übergeben, und — heute Abends ist die Verlobung des jungen Hopfenhändlers.“

„Ei, ei, das wäre! flüsterte die Alte vom Oselberge: Darf man fragen, wer als ehrsame Hausfrau die neue Wirthschaft in Zukunft regieren wird?“

„Der Vater hat für den Sohn geworben! erwiederte Heinrich so sittsam und aufrichtig wie zuvor: „Schwester Rothburga kennt doch die Lilie von Dinkelsbühl?“

Jetzt erzählte er, was seit ihrem letzten Besuche im Hause des alten Meisters und in dem des vornehmen Rathsherrn vorgefallen. Und endlich wiederholte er seine Bitte: „Schwester Rothburga darf nicht fehlen beim herzlich fröhlichen Festmahle. Schwester Rothburga's Segen wird den Neuverlobten ein süßer Trost seyn!“

„Ich wünsche dir Glück, lieber Junge! entgegnete die ehrwürdige Klausnerin. Die Jungfer Bertha ist ein liebenswürdiges Geschöpf, eine schöne Blume, eine schneeweiße Lilie. — Kehre heim, und sage dem alten Vater, ich werde kommen, wenn tief der Abend dämmert über der Stadt, wenn die Aveglocke der Carmeliten tönet.“

Mit diesen Worten lächelte sie ihm noch einmal freundlich zu, und war im Gebüsch verschwunden. —

Munter flog Heinrich den Berg hinab. Er hatte noch einen Gang zu machen. Er lenkte seine Schritte dem Carmelitenkloster zu. Dort wohnte in einsamer, stiller Zelle ein guter, treuer Freund des alten Hölderle, der hochwürdige Prior des Klosters, Pater Elias. Auch von diesem erhielt der fröhliche Festlader den freundlichen Bescheid, er werde nicht fehlen an dem schönen, freudevollen Abende.

Mit einem Sinne voll entzückender Gedanken und mit einem in frohen Gefühlen schwimmenden Herzen kehrte der wackere Sohn zum alten Vater zurück, und half diesem während den übrigen Stunden des Tages die gehörigen Vorbereitungen zum abendlichen Feste treffen. Das damastene Tischzeug, das Herr Hölderle von dem Bräuhauspächter eines benachbarten Klosters an Zahlungsstatt für den abgelieferten Hopfen hatte annehmen müssen, und das nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten die eichene Tischplatte deckte, wurde hervorgeholt aus dem alten, mit Nußbaumholz eingelegten Schranke. Und die etlichen silbernen Bestecke mit ritterlichen Wappen, ein Geschenk der Klausnerin vom Oselberge, zierten die runde Tafel. In der Küche hatte die alte Kunigunde vollauf zu thun; und durch ihre übertriebene Emsigkeit wäre fast nichts geschehen, wenn nicht der Hopfenhändler, die Geschäftslaunen seiner Haushäl-

terin vorausberechnend, ein paar tüchtige dienstthuende Küchendirnen ihr beigeschafft hätte. Auch war der Vorwitz der Alten ein großes Hinderniß für eine geregelte Beschäftigung sowohl ihrer Gedanken, als auch ihrer Hände. Kunigunde hatte vom Herrn des Hauses wohl erfahren, daß der hochwohlweise Rathsherr Thoms Hohentrab von Dinkelsbühl mit seiner ehrenwerthen Familie die Zierde der Gesellschaft seyn werde. Allein die Ursache und der Zweck eines so vornehmen Besuches waren ihr noch tief verborgen geblieben. Das Räthsel nun herauszubringen, verwendete sie manche Minuten starr und einsam stehend in einem Küchenwinkel, während sie mit gebieterischer Miene ihren untergeordneten Dirnen zwecklose Befehle ertheilte, bis sie endlich, durch das oft wiederholte Erscheinen des Meisters in der Küche aufgeschreckt, hervortrippelte, eine beispiellose Geschäftigkeit an den Tag zu legen. —

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange. Heinrich war gar oft in den Garten hinter dem Hause hinausgeeilt, und hatte gegen Westen geschaut. Die bestimmte Stunde war erschienen. Der alte Hölderle und sein Sohn standen in ihren Festtagskleidern, die geladenen Gäste in aller Feierlichkeit zu empfangen. Der hochwürdige Pater Elias trat ein, und segnete das Haus und seine Bewohner. Ihm zur Rechten erschien die Frau Rathsherrin, ein stilles, bescheidenes Weib, das nicht eine Spur von dem Hochmuthe

ihres Mannes an sich trug; zu seiner Linken zeigte sich im einfachen, weißen Kleide die holde Lilie.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ rief der alte Hölderle, trat seinen Gästen entgegen, und drückte einem Jeden treuherzig die Hand. Dann sah er nach seinem Sohne, der in einiger Entfernung hinter ihm stand, und es kaum wagte, die Augen von der Erde zu erheben: „Was ist dir, Tausendjunge? Hast alle Höflichkeit vergessen? Daß dich das Klopferle von Sachsenheim! Die edlen Gäste wollen dem Buben verzeihen! Er ist verlegen, schrecklich verlegen! Bin's auch gewesen in seinen Jahren. Das mag sein Glück seyn, daß ich mich dessen erinnere. Sonst müßt' ich ihn schelten, ob's auch unschicklich wäre in Gegenwart der edlen Gäste!“

„Sachte, sachte, ehrenwerther Meister! erwiederte Pater Elias, und sandte zugleich dem stillen Heinrich, dessen Gesicht in dunkelrother Flamme glühte, einen lächelnden und ermunternden Blick zu: Der Vater meint's nicht böse, wackerer Junge. Und wenn er's böse meinte, müßt' ich euch vertheidigen vor aller Welt. Erst unlängst habt ihr gezeigt, wie wenig ihr verlegen seid zu rechter Zeit. Der Landstreicher vom Teich hat's erfahren müssen. Das war schön, Heinrich Hölderle. Der alte Weber Hubert kam ins Kloster, und erzählte unter Dankesthränen eure Nächstenliebe. Wir haben euch gesegnet, Heinrich, und zu

Gott gefleht, er wolle euch hier und jenseits glücklich machen.«

Heinrich warf einen sanften Blick auf die Lilie, und entgegnete dem Pater, indem er dessen Hand küßte: »Ich darf hoffen, hochwürdiger Herr, daß der liebe Gott euer Gebet für mich schon erhört habe.«

Unterdem hatte der Meister die Frau Rathsherrin an die festlich gedeckte Tafel geführt. Heinrich, von dem Beispiele des Vaters aufgemuntert, bot der Jungfer Bertha den Arm; und der Pater nahm sich die Freiheit, der Frau Senatorin gegenüber einen Platz auszusuchen.

Endlich erschien auch der hochwohlweise Rathsherr Thoms Hohentrab von Dinkelsbühl in seinem größten Sonntagsstaate, den langen Degen mit vergoldetem Griffe an der Seite, und über den Schultern den schwarzsammtnen Mantel. Er entschuldigte sich, daß er um einige Minuten sich verspätet. Wichtige Geschäfte zum Wohle der freien Reichsstadt hätten ihn zurückgehalten. Wer ihn aber kannte, durfte der Ueberzeugung seyn, der Rathsherr wollte allein und ungesehen in das Haus des gemeinen Hopfenhändlers einschleichen, damit seine hohe Würde nicht Schaden litte, und die Leute nicht sagen könnten: »Seht, seht, den Hohentrab gelüstet es nach dem Gelde des alten Hölderle! Der hohe Herr tragt gar ein niedrig Verlan-

gen, die schöne Lilie in den gemeinen Hopfengarten zu verpflanzen!«

Nun begann das Mahl. Die geschäftige Kunigunde brachte verschiedene wohlschmeckende Gerichte auf die Tafel, und fühlte sich nicht wenig geehrt, ihrer edlen Kochkunst wegen von den vornehmen Gästen mehrmals belobt zu werden. Sie unterließ nicht, die hohen Lobpreisungen mit tiefen Verbeugungen zu erwiedern, bei deren einer sie jedoch fast das Unglück gehabt hätte, eine zinnerne Platte, die wie blankes Silber schimmerte, mit einem gewürzhaft duftenden Lammsbraten zu Boden fallen zu lassen.

Ein kräftiges Bier machte die Gäste munter. Selbst Herr Hohentrab schien den hochwichtigen Rathsherrnstolz auf ein paar Stunden vergessen zu wollen. Endlich führten die mit gutem Rheinwein gefüllten Gläser die Gesellschaft zum Zwecke.

Herr Hölderle winkte seinem alten Freunde, dem Pater Elias, zu; und dieser erhob sich vom Stuhle, und redete die Gesellschaft an: »Hochansehnliche Versammelte! Gott hat das erste Menschenpaar im Paradiese erschaffen, und durch diesen Akt seiner Allmacht und Gnade angeordnet, daß sich zu allen Zeiten Mann und Weib verbinden sollen mit dem Bande einträchtiger Ehe, und in gegenseitiger Aufmunterung den Willen Gottes zu vollbringen bis zum letzten

Augenblicke dieses mühseligen Lebens. Herr Matthias Hölderle, ihr habt euren Sohn Heinrich erzogen und ihn mit allen ihm nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, daß er nun selbst als Mann in der Welt auftreten kann, und mit eurer Erlaubniß und aus dem Grunde, weil ihr für eure alten Tage Ruhe sucht, als Mann auftreten darf. Hochwohlweiser Herr Senator Hohentrab, eure liebenswürdige Tochter, die Jungfer Bertha, ist vorzüglich durch die sorgsame und verständige Pflege ihrer hochschätzbaren Frau Mutter mit so edlen Eigenschaften ausgeschmückt, daß sie als kluge, sittsame und fromme Hausfrau einer jeden Wirthschaft vorzustehen im Stande ist. Da nun sowohl von Seite der Eltern, als auch der beiden jungen Leute einmüthig und einstimmig der Beschluß gefaßt worden, daß die Letzteren nach Ablauf von wenigen Tagen zur Vornahme des feierlichen Aktes, den Gott im Paradiese eingesetzt und seit urdenklichen Zeiten durch des Priesters Hand vollbringen läßt, andächtig, fromm und demuthvoll schreiten wollen — so sei mir erlaubt, nach altdeutschem und redlichem Brauch im Angesichte Gottes und im Beiseyn der Eltern die jungen Leute zu verloben. Heinrich Hölderle, reicht dem tugendhaften Mädchen die Hand; und ihr, Jungfer Bertha, thut das Gleiche. Und nun gelobet einander, daß ihr mit Wissen und Willen eurer Eltern, mit gegenseitiger Neigung, in Zucht und Ehren, in biederer Herzensfreiheit, und mit dem heiligen Vorsatze, in der Liebe zu Gott und dem Näch-

sten immerhin zu leben, eine eheliche Verbindung mit einander eingehen wollet. Amen. Es ist geschehen. Und nun nehmen wir die Gläser zur Hand, und rufen freudig aus: Glück und Segen den Neuverlobten!«

So weit ausgeholt und lange auch die Rede des Paters Carmeliten war, so hatte sie doch eine große Rührung in die Gesellschaft gebracht. Dem alten Meister rollten die Thränen stromweise in's Weinglas, das er zitternd mit beiden Händen hielt; die Frau Senatorin eilte auf ihre Bertha zu, und küßte ihr die Thränen, die wie sanfter Thau auf der Lilie glänzten, von den rosenfarbnen Wangen. Heinrich, der gute Junge, hatte die Hand des Mägdleins gefaßt und, in süßen Gedanken verloren, immer noch nicht zurückgegeben. Am lautesten schluchzte im tiefsten Winkel der Stube die alte Kunigunde, die bei der Enthüllung des Geheimnisses, an dem ihr Vorwitz trotz aller angewandten Mühe gescheitert war, aus Freude und Rührung beinahe ohnmächtig zu Boden sank. —

Nur der Senator Hohentrab räusperte sich, und hüstete: »Hem, hem!« bis er endlich mit aufgeblasenen Backen zu Wort kommen konnte. »Ich habe, sagte er, zu gegenwärtiger Verlobung, wie der Meister Hölderle sattsam weiß, und wie es von einem Hohentrab, der viele Ahnen zu zählen das Glück hat, vorauszusetzen steht, nichts hinzugethan; und habe mich entschlossen, nunmehro auch nichts hinwegnehmen

zu wollen. Allein es wird nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich ihn, Meister Hölderle, veranlasse, die irdischen Angelegenheiten seines Sohnes, zum Beispiel, das Heirathgut und dergleichen Dinge, mir etwas anschaulicher zu machen. — Denn ich halte dafür, daß derjenige, der eine Hohentrab, eine Jungfer von uraltem Adel, zur Lebensgefährtin haben will, andere nicht unbedeutende Vorzüge in die Wagschale legen müsse. Dieß und dergleichen Dinge — hem, hem . .«

»Ich habe Lust, zu vermelden — —« fuhr der Meister Hopfenhändler in die Höhe; allein eine rechtzeitige Warnung seines alten Freundes, des Paters Elias, der ihn am Aermel seines Wamses zupfte, brachte ihn in die gehörige Fassung zurück, ohne die er das Glück seines Sohnes wohl gar im Entstehen vernichtet hätte. »Hochwohlweiser Herr Senator sprach er jetzt ruhig und ehrerbietig: Ich gebe euch als ein braver deutscher Mann und freier Bürger der Reichsstadt Dinkelsbühl die Versicherung, daß ihr euch in Betreff der Güter, die ich meinem Sohne zu übergeben gedenke, gewiß nicht werdet zu beklagen haben. Allein ich bitte euch, erlaßt mir die Aufforderung von eurer Seite, heute schon die Uebergabe vorzunehmen, die ich auf den Tag der Trauung bestimmt habe. Mein Sohn hat von dem Vermögen, so wie vom Rechnungsgeschäfte seines Vaters bisher noch nichts erfahren. Von jeher hab' ich zu ihm

gesagt: »Liebe Gott — und bete fromm; liebe deinen Nächsten — und arbeite fleißig. Und für alles Andere laß mich sorgen. Damit er aber den Lehren seines Vaters getreulich hatte nachkommen können, und um ihn zugleich vor Stolz und Hochmuth zu bewahren, hab' ich seine Augen fern gehalten vom Geldkasten und von dem großen Handelsbuche. Eine einzige Person im ganzen teutschen Kaiserreiche hat genaue Kunde von meinen verborgenen häuslichen Verhältnissen. Deßhalb, hochwohlweiser Herr Senator, lassen wir das Geheimniß ruhen bis zum Trauungstage. — Dann aber öffn' ich meinem Sohne alle Kästen und Schränke; was ich besitze, soll ihm gehören; und ich will dagegen von ihm nichts, als die Anschauung seines häuslichen Glückes mit der edlen Jungfer Bertha — und ein wenig Kost und Herberge für mich und die alte Kunigunde.« —

Tiefgerührt schwieg nun der Meister Hopfenhändler. Heinrich aber eilte zum Vater, küßte seine Hand, und erfreute sich einer langen, herzlichen Umarmung.

Der Senator hustete auf's Neue, und wollte sich nicht zufrieden geben. »Wer, hub er an, einen so uralten Adel . .«

»Friede und Glück vom Himmel! rief Pater Elias dazwischen, und breitete die Arme über die Verlobten aus: **Dominus benedicat vos!**«

»Der Herr segne euch! verteutschte richtiger Weise die alte Kunigunde im Winkel, ohne daß sie es wußte, und betete ungemein kräftig, als gerade die Aveglocke vom Kloster der Carmeliten tönte.

Die feierliche metallene Stimme vom Thurme brachte das tiefste Stillschweigen in die Gesellschaft. Und die Hände Aller waren zum Gebet gefaltet.

Bei dem letzten Ton der Glocke klopfte es von außen dreimal an die Stubenthüre; die alte Haushälterin trippelte hinan, um zu sehen, was es gäbe; aber im nämlichen Augenblicke, da sie an der Thüre anlangte, fuhr sie auch schon wieder in den tiefen Winkel zurück, und bekreuzte sich unwillkührlich. Die schwarzverschleierte Klausnerin vom Oselberge wankte an ihren Krücken in die Stube.

„Was will das Weibsbild in der ehrenwerthen Gesellschaft?“ brummte der Senator dem Hopfenhändler in die Ohren, und ward blaß wie eine Leiche, indem er sich, offenbar aus Schrecken, auf dem Stuhle umdrehte, um der Eintretenden den Rücken zu bieten.

„Herr, flüsterte der Meister ganz vertraulich lächelnd dem Senator entgegen, Schwester Rothburga ist eine edle, fromme Seele. Wer ein gut Gewissen hat, darf den schwarzen Schleier und die Krücken nicht fürchten.“ —

Die Klausnerin war bereits zwischen die Verlobten vorgetreten. „Armer Junge, redete sie Heinrichen an, ich hätte mein Versprechen fast nicht halten können. Kaum warst du den Berg hinab, befiel mich ein Schwindel, von dem ich erst vor einer Stunde erwachen konnte. Ich fühl' es, daß ich nun endlich heimgehen darf zu meinem gnädigen Erlöser. Herr, erbarme dich meiner. Ist es nicht eine lange Zeit, die ich auf Erden zugebracht? Hundert Jahre, und

zwanzig! Meine Aufgabe ist gelöst, meine Bestimmung hab' ich vollendet! Die Schätze des Oselberges sind erschöpft! Die Klöster haben ihre Güter, die Armen ihr Almosen! Ich kann jede Minute heimgehen! Herr, erbarme dich meiner! — Doch, ich wollte dich segnen, Junge! So sey gesegnet, Amen!" —

Hier hielt die ehrwürdige Gestalt inne, stützte sich fester auf die Krücken, suchte während den Pausen innerer Rührung kräftigeren Athem zu gewinnen, und wandte sich hierauf an die schöne Lilie von Dinkelsbühl: „Erinnert ihr euch noch der wenigen Augenblicke, die ich mit euch, liebe Jungfer Bertha, an dem Portale der Carmelitenkirche vor einiger Zeit verplaudert? Ich hatte euch vor dem Choraltare so kindlich fromm beten gesehen, daß es mich tief im Herzen rührte; und einem alten, armen Weiblein, das an euch vorüberwankte, habt ihr in aller Stille ein Almosen zugesteckt; Schwester Nothburga hat es wohl bemerkt, nicht wahr? wenn euch auch sonst Niemand gesehen, als der liebe Gott, der Alles sieht, und jede gute That belohnt. Ich habe damals auf euch gewartet vor der Kirche draußen; mein Herz quoll über von süßer Freude; ich mußte mit euch reden, und euch alles Glück wünschen, was immer nur vom Himmel kommen kann. Nun Gottlob, Nothburga hat nicht umsonst gewünscht. Schon nahet für euch ein süßes Glück. Ein braver teutscher Mann führt euch zum Traualtare. So gehet denn Beide hin im Frieden! Der Allmächtige kehre bei euch ein; und seine himmlischen Begleiterinnen, Liebe, Reinheit, Ein-

tracht und Glückseligkeit sollen ewig verbleiben in eurem Hause. — Vielleicht ist es das letzte Mal, daß Schwester Nothburga ihr Felsenkämmerlein verlassen konnte! Vielleicht sehen wir uns auf dieser Erde nimmermehr! So lebet wohl und fröhlich in dem Herrn! Freuet euch der schönen Tage! Verzweifelt aber auch nicht in den schwarzen Nächten! Tage und Nächte empfangen wir von Oben! Sie kommen und gehen, — und wir mit ihnen. Ja, ja, nun folg' ich bald nach den vielen schwarzen Nächten, die von meiner Jugend an bis auf diese Stunde ihren trüben, verhängnißvollen Schleier über mich hingebreitet; ich folge ihnen in der tröstlichen Zuversicht, daß sie sich dort oben in sonnenklare Tage verwandeln werden, die nie vergehen. Horcht, horcht, — der Hammer vom Thurme schlägt — eins — zwei — drei.« — Nothburga horchte und zählte in der Stille. Ein seltsamer, heiliger Schauer befiel Alle, die zugegen waren.

»Zehnmal hat der Hammer geschlagen, fuhr sie mit leiserer Stimme fort, bald wird er meine letzte Stunde bringen; dann tritt der Sensenmann in mein Felsenkämmerlein, und lächelt mir zu, und flüstert: Schwester Nothburga, es ist vollbracht! — O wie süß, o wie selig! Es ist vollbracht! Herr, erbarme dich meiner!«

Die Klausnerin schwieg, und blickte wehemüthig umher im Kreise. Und ehe Jemand zu Wort kommen konnte, war sie zur Stubenthüre hinausgewankt an ihren Krücken.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauberger, Wilhelm,

Heinrich von Dinkelsbühl Eine Erzählung fü die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend

Bd.: 1

Regensburg 1842

Paed.pr. 251-50/53
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759111-5